8

DISKUS

1960 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. JAHRGANG · OKTOBER

D 2442 E

Preis 10 Pf

DAS BUHLEN UM DEN GEIST

und der Propagandaeinsatz von Künstlern und Professoren gehören zum amerikanischen Wahlkampf wie die Glamour-Girls, die Plaketten und die Symboltiere. Jede Partei hat ihre Renommier-Intellektuellen — vom bärtigen Beatnik bis zum greisen Harvard-Professor — und jede Partei versucht, die Sympathie der „Eggheads" zu gewinnen, weil eine alte Legende geht, daß die Intellektuellen „meinungsbildend" seien. (Hierzu unseren Artikel: „Intellectuals in American Politics" von D. B. Kuspit auf Seite 4.)

Mit dem am amerikanischen Beispiel orientierten Liebeswerben der deutschen Parteien um Künstler und Wissenschaftler beschäftigt sich der folgende Bericht unseres Bonner Korrespondenten.

Unsere dpa-Fotos entstanden während des Nationalkongresses der Demokraten (Kennedy) in Los Angeles.

Wissenschaftler, Lehrer, Künstler und alle anderen Intellektuellen dürfen aufatmen: Die schreckliche Zeit, da sie dazu verurteilt waren, ein Dornröschen-Dasein am Rande des erklärten Interesses von Regierung und großer Öffentlichkeit zu führen, scheint endgültig vorbei zu sein. Wie ein warmer Regen sollen in diesem Herbst kulturpolitische Kongresse der großen Parteien über die Häupter der deutschen Geistesschaffenden niedergehen und ihnen das neuerwachte Interesse der Parteigewaltigen für die speziellen Anliegen von Forschung, Lehre und Kunst beweisen. Nicht länger sollen ausschließlich Handel, Geschäft und Finanzwelt die erklärten Lieblingskinder des westdeutschen Staates sein. Das große Buhlen um den Geist hat begonnen.

Den Anfang machen am 28. und 29. Oktober die Sozialdemokraten. In Wiesbaden soll ihr großer Kongreß „Kultur und Politik in unserer Zeit" über die Bühne gehen. Mit Einladungen zu dieser Veranstaltung wird nicht gegeizt. Besonders, wenn es darum geht, die Presse auf ihre Großveranstaltungen aufmerksam zu machen, schlagen die Sozialdemokraten ihre christlich-demokratische Konkurrenz glatt aus dem Feld.

Als „Star" der Wiesbadener Veranstaltung wird — niemand hätte es anders erwartet — Willy Brandt auftreten. In seinem Hauptreferat zu „Kultur und Politik" wird er seine Auffassung zu diesem Themenbereich vortragen. Schon heute weist die Pressestelle der SPD in Bonn vielsagend darauf hin, daß dieses Referat „von ganz besonderem Interesse" sein dürfte, da hier der Kanzlerkandidat der SPD sein kulturpolitisches Programm vortragen werde.

Es fällt schwer, diesen Wiesbadener Intellektuellen-Kongreß der SPD nicht als Teilschlacht des Wahlkampfes für 1961 zu werten, wenn man das Auftreten Willy Brandts vom Bonner SPD-Parteivorstand auf diese Weise ins rechte Licht gerückt bekommt.

Ein weiteres Hauptreferat dieses Kongresses wird der Rektor der Göttinger Universität, Magnifizenz Plessner halten. Er wird über „Wissenschaft und moderne Gesellschaft" sprechen. Zu den „Problemen der modernen Demokratie" soll der „Kronjurist" der SPD, Dr. Adolf Arndt, sprechen.

Die Hochschullehrer und Studenten dürfte aufhorchen lassen, was der Hochschulexperte der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion, der junge Abgeordnete Ullrich Lohmar, zu dem Thema „Plan Z und Hochschulpolitik" zu sagen hat. In den bisherigen kulturpolitischen Debatten des Bundestages trat Lohmar regelmäßig als Hauptredner auf, wenn es um Hochschulfragen ging. Mit dem „Plan Z" unternahm die SPD vor etwa Jahresfrist den ersten konkreteren Versuch, sich der Sympathie der Intellektuellen zu versichern. Der „Plan Z" beschäftigt sich eingehend mit den Problemen der forcierten Heranbildung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses in Westdeutschland. Bestechend an ihm sind vor allem die großen finanziellen Aufwendungen, die die Sozialdemokraten zugunsten von Forschung und Lehre zu machen versprechen, falls ihnen die Regierungsgewalt übertragen wird.

Als weitere illustre Redner des Wiesbadener Kongresses verzeichnet das Programm den hessischen Kultusminister Prof. Schütte (Thema: „Kulturpolitik und Föderalismus"), Professor Edding (Thema: „Finanzprobleme der Kulturpolitik"), Winfried Böll, den Bruder des Schriftstellers Heinrich Böll, (Thema: „Kulturpolitik und Entwicklungsländer") und Heinz Kühn, Bundestagsabgeordneter der SPD (Thema: „Kulturpolitik im Ausland").

Das Schlußwort des Kongresses will Professor Carlo Schmid sprechen, der schon vor Jahren die politische Abstinenz der deutschen Intellektuellen kritisiert hatte. Es ist anzunehmen, daß er auch diese Gelegenheit nutzen wird, um Deutschlands geistige Elite erneut zu stärkerer Mitarbeit am staatlichen Leben aufzufordern — wie uns scheint, mit Recht.

Soviel kulturpolitische Aktivität läßt natürlich auch die CDU nicht ruhen. Genau einen Monat später — am 28., 29. und 30. November — will sie in Gelsenkirchen für die mit der christlich-demokratischen Politik sympathisierenden Intellektuellen zum Sammeln blasen. Das Leitmotto dieser Zusammenkunft wurde noch nicht genau formuliert. Aber auch hier sollen Erziehung, Bildung, Kultur und Hochschulfragen im

Fortsetzung auf Seite 3

Die dritte Runde

Neue Aspekte zur Kampagne der Westdeutschen Rektorenkonferenz

Die Studenten riskieren nichts, sie studieren. So hieß der Tenor einer Artikelserie, welche die Sekretäre der Westdeutschen Rektorenkonferenz Mitte Juni und Anfang Juli vom Stapel ließen (vgl. DISKUS, Heft 7, S. 3); doch der Stapellauf — so hat es inzwischen den Anschein — ging nicht so „geschmiert" vonstatten, wie es die Autoren der Beiträge in der „Welt" der Frankfurter Allgemeinen, im Handelsblatt, in der Deutschen Zeitung und in der Stuttgarter Zeitung gewünscht hatten. Das Echo war massiv, fast massiver, als es den zornigen Sekretären der Rektorenkonferenz recht sein durfte. Sie, die ausgezogen waren, die Schwächen der Studentenschaft aufzudecken, ernteten heftige Kritik, die indessen die Schwächen des deutschen Hochschulwesens schonungslos dekouvrierte.

Die anscheinend mit wissenschaftlicher Akribie durchgeführten Analysen der WRK-Sekretäre haben allesamt den gleichen wunden Punkt: Sie gehen von der ideologischen Fiktion aus, daß gut ist, was gut sein muß: Das derzeitige Organisationsprinzip der deutschen Hochschule wird kritiklos als generell gültig und wertvoll hingenommen. Wer davon abweicht, ist prinzipiell der Ketzerei verdächtig. „Billige Verallgemeinerungen in Form einer historisierenden Polemik bleiben auch dann unwissenschaftlich", schrieb der frühere VDS-Vorsitzende Manfred Lennings in einem Leserbrief an die „Welt", „wenn sie sich mit den ‚Verrätern der Humboldtschen Universität' auseinandersetzen."

Damit hat Lennings den Nagel auf den Kopf getroffen. Fischers und seiner Kollegen Prognosen geben vor, repräsentativ zu sein; in Wirklichkeit sind sie die zwanglos aneinandergekettete Folge von Einzelbeobachtungen, die nun mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit ins Licht der Öffentlichkeit gerückt werden. Wer sich dessen erst vergewissert hatte, dem fiel die Kritik leicht.

Die Front der Opponenten läßt sich im Grunde in drei Abschnitte einteilen. Eine — freilich geringe — Zahl prüft die Vorwürfe, wie WRK-Generalsekretär Dr. Jürgen Fischer selbst bescheinigt, sachlich und kritisch. Die Mehrheit argumentiert mit dem Hinweis auf materielle Schwierigkeiten, die den geplagten Studenten das Studium immer noch verargen. Die dritte Gruppe — ihr sind wohl überwiegend die Experten der studentischen Selbstverwaltung zuzurechnen — besinnt sich bei dieser Gelegenheit ihrer institutionellen Forderungen. Eben das widerspricht jedoch den Intentionen der WRK-Sekretäre. Wie Fischer sagt, ging es ihnen um das moralische Problem: „Der Student kann in sich alles ändern." Fischer hoffte daher, die Haltung der Studenten werde sich wandeln. Darauf allerdings wird der Generalsekretär vermutlich lange warten.

Warum? Nun, während in der Presse noch eilfertige Leserbriefautoren den Standpunkt der Studenten zu rechtfertigen trachteten, kam aus dem Lager der Professoren unerwarteter

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Widerspruch. Der Mannheimer Ordinarius für Soziologie, Professor Eduard Baumgarten, durchbrach mit seiner Rede auf der zehnten Jahrestagung des Hochschulverbandes in Saarbrücken einige Tabus, die ein gerechtes Abwägen aller Pläne zur Hochschulreform jahrelang verhindert haben. Die deutschen Hochschulen, so konstatierte er unerschrocken, seien nicht mehr in der Lage, ihre Aufgaben zu erfüllen. Während die Hochschulen früher einmal brauchbare Ausbildungsstätten für die führenden Berufe, Juristen, Theologen und Mediziner, gewesen seien, werde die Berufsausbildung heute als störendes Element empfunden, weil der Lehrbetrieb völlig desorganisiert und aus ihm der wissenschaftliche Geist ausgetrieben sei. „Es ist notwendig, daß die Professoren die Studenten nicht mehr als passive Zuhörer und Kolleg-Benutzer ansehen, sondern sie als Kommilitonen nehmen." Baumgarten forderte daher die Abschaffung des bisherigen Kolleggeld-Systems und verlangte eine intensive Förderung des akademischen Nachwuchses. Den WRK-Sekretären müssen darob die Ohren geklungen haben.

Eberhard Böning, früher selbst Sekretär der Rektorenkonferenz, heute Referent in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates, kritisierte ebenfalls: „Wie kann der durchschnittliche Student die Universität anders denn als Ausbildungsstätte begreifen, wenn nicht nur der Professor, sondern vor allem auch sein Assistent in weit größerer Distanz von ihm steht als der Lehrer in der Schule?" Damit wäre das Kernproblem berührt: Dem Studenten muß das Gefühl genommen werden, in der Universität einer anonymen Bürokratie gegenüberzustehen.

Für die Westdeutsche Rektorenkonferenz hatte das gezielte Artikelschreiben eine kapriziöse Begleiterscheinung. Die Äußerungen ihrer Sekretäre wurden schlechthin als Meinung der westdeutschen Rektoren interpretiert, und der seinerzeit amtierende Präsident der Rektorenkonferenz, Professor Hermann Jahrreiß, hatte große Mühe, glaubhaft zu dementieren, die „Kampagne" sei auf seine Anregung hin erfolgt. Jahrreiß nannte die private Aktion der Sekretäre schließlich einen Paukenschlag, der auf einen anderen, den studentischen, gefolgt sei. Unter diesem Aspekt wären die Forderungen und Feststellungen des Soziologen Baumgarten der Gongschlag zur dritten und hoffentlich nicht letzten Runde.

Werner Riba

Konsumterror und Verelendung

Viele westdeutsche Intellektuelle befürchten heute, durch eine in ihren Augen zusehends anwachsende konservative Restauration die geistige Unabhängigkeit zu verlieren. Sie versuchen diese Gefahr zu bannen, indem sie politisch ihren Standort im Lager der „Linken" wählen. Dieser vermeintliche Ausweg bringt sie aber oft nur vom Regen in die Traufe, denn auch dort gibt es weltanschauliche Prämissen, die zur Rücksichtnahme verpflichten und dabei eine Interpretation realer Gegebenheiten und historischer Ereignisse anders als vermittels eines überholten Dogmas nicht zulassen.

Ein treffendes Beispiel dafür bietet die vom SDS-Bundesvorstand herausgegebene Schrift **„Die Totalverelendung der bürgerlichen Gesellschaft".** Für den Preis von nur zwanzig Pfennigen darf man den grausig-grotesken Eiertanz erleben, den der Verfasser Fritz Vilmar vollführen muß, um zu beweisen: „. . . warum die Massen", wie er schreibt, „die zunehmende soziale Misere, in der sie leben, gar nicht mehr wirklich wahrnehmen. . . . Warum die Folge von politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Katastrophen, die insbesondere Europa im 20. Jahrhundert heimgesucht hat, zurückgeführt werden muß auf das endgültig funktionsunfähige System des späten, an seine Grenzen gekommenen Kapitalismus."

Die 27 Seiten beredter Prosa, die er zu diesem Zweck niedergeschrieben hat, sind angefüllt mit Diagnosen und Prognosen, deren Düsterheit an den Seher Johannis oder den Historiker Spengler gemahnt. Bis zum Überdruß gebraucht er den Terminus „Verelendung" — insgesamt weit über 50mal — um das Dogma vom Zusammenbruch des Kapitalismus hochzuhalten.

Neben dem „Konsumterror" dient als Territion*) für die Genossen der Hinweis auf den „faschistischen Kern", der in den westeuropäischen Demokratien wie ein Eiterpflock sitze.

Diese Ausführungen, anmutend wie eine Anhäufung von Plagiaten aus dem „Neuen Deutschland", werden verquickt mit lapidaren Aussagen wie: „Die geistigen Grundlagen der industriellen Weltrevolution sind durch die christlich-europäische Kultur gelegt worden." Oder: „Die industrielle Reservearmee entsteht aus Bauernemanzipation." Aus allen diesen Darlegungen zieht dann der Verfasser in kühner Verallgemeinerung das Fazit: „. . . daß der Faschismus nicht eine zufällig vereinzelte Angelegenheit in Europa ist . . ., sondern das charakteristische politische System des untergehenden Kapitalismus . . . So ist es seit dem ersten Weltkrieg ein Gespenst, das in Europa, ja selbst in den USA umgeht, das Gespenst des Faschismus."

Es sind Aussagen wie die letzte, die dem mit sektiererischem Ernst verfaßten Erguß seine Harmlosigkeit nehmen. In ihnen wird der wahre Sachverhalt lediglich um Nuancen entstellt — im vorliegenden Fall übertrieben — und gewinnt so leicht die Zustimmung eines oberflächlichen Lesers. Die hier vorliegende Schrift muß also aus zweifachem Grund nachdenklich stimmen. Einmal beweist sie die eingangs aufgestellte Behauptung, daß ideologische Bindungen die Fähigkeit zur kritischen Erkenntnis vermindern. Und zum zweiten zeigt sie, wie leicht bei einer Überbewertung des ideologischen Moments sich eine Tendenz zur Unwahrheit einschleicht.

E. Jeuthe

*) Terminus technicus aus der mittelalterlichen Gerichtspraxis, der ein Vorzeigen der Folterwerkzeuge zwecks Einschüchterung bezeichnet.

Totale Isolierung?

Als Pankow das Betreten des Ostsektors für Bürger der Bundesrepublik genehmigungspflichtig machte, zeigte sich in Westdeutschland eine Stimmung äußerster Betriebsamkeit. Man empörte sich darüber, daß das Gesamtdeutsche Ministerium am entscheidenden Tage einen lange vorausgeplanten Betriebsausflug unternahm und daß der Bundeskanzler in Cadenabbia weilte, anstatt sein sorgenzerfurchtes Gesicht in Bonn zu zeigen. Inzwischen sind mit der Aufkündigung des Interzonenabkommens umfangreiche wirtschaftliche Gegenmaßnahmen eingeleitet worden. Zunächst scheute man das Risiko und beschränkte sich auf die Verhinderung von Reisen östlicher Funktionäre in westliche Länder und empfahl den Abbruch sämtlicher Kontakte mit der „DDR". Außerdem wurden die Westdeutschen aufgefordert, eher auf einen Besuch des Ostsektors zu verzichten als würdelos bei der Volkspolizei um einen Passierschein nachzukommen.

Was den Abbruch der Kontakte anbelangt, so ist sicherlich richtig, daß der Deutsche Städtetag jede Verbindung zu kommunalen Delegationen aus der „DDR" ablehnt. Es erscheint aber bedenklich, nunmehr sämtliche Beziehungen en bloc zu verdammen. Charakteristisch dafür mag das Gastspiel des Schiffbauerdamm-Theaters in Frankfurt sein, das die CDU und ihr nahestehende Kreise als „bestürzende Herausforderung", „Verrat an der Sache Berlins", „Skandal" u. a. m. bezeichneten.

Man überschätzt bei uns die Gefährlichkeit östlicher Propaganda. Als ob die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung der Bundesrepublik nicht durch ihre unmittelbare Erfahrung gegen kommunistische Infiltration gefeit wäre. Indem wir auf jeden Kontakt verzichten, begeben wir uns der Möglichkeit, mit dem Gegner in Tuchfühlung zu bleiben, mit dem wir eines Tages die geistige Auseinandersetzung auszufechten haben. Wir verzichten auf die Gelegenheit, unmittelbar die Art geistiger Zwangsausübung und Seelenmassage kennenzulernen, der unsere Landsleute ausgesetzt sind. Könnten wir sie nicht besser verstehen und ihnen eher helfen, wenn wir klare Vorstellungen von ihren Lebensumständen hätten, anstatt uns mit so nebulösen Umschreibungen wie „schrecklich" oder „eben kommunistisch" zu begnügen?

Die Krise um Berlin wird sich weiter zuspitzen. Aber wir dürfen uns durch Erpressungen Pankows nicht den Blick trüben lassen für die noch bestehenden Möglichkeiten, die Verbindung zu unseren Landsleuten aufrechtzuerhalten.

J. R. Haase

Nach der Hymne: Freiheit

Bericht aus London von Agnes Omelebele Oduah

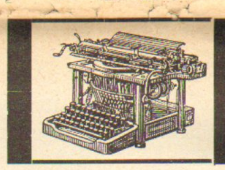
Der 1. Oktober 1960 ist ein erinnerungswürdiger Tag für alle Nigerianer in der ganzen Welt. Er bedeutet das Ende der Kolonialherrschaft in diesem großen Land mit seinen 38 Millionen Menschen und gleichzeitig den Beginn eines neuen Lebens für uns Nigerianer. Die Augen der Welt sind auf uns gerichtet, sie warten gespannt auf unsere Fehler und Verirrungen. Einige fragen sich, ob Nigeria nicht ein zweites Kongo werden wird.

Die Nigerianer selbst jedoch sind zuversichtlich; sie wissen, daß Nigeria von allen Ländern in West- und Zentralafrika die größte Anzahl von Fachleuten mit Hochschulbildung und Erfahrung hat. Natürlich wissen wir auch, daß dies der Anfang einer Prüfung ist, aber ich glaube jeder Nigerianer sieht sehr optimistisch in die Zukunft. Wir kennen die Schwierigkeiten, sind aber entschlossen, nicht aufzugeben. Afrika ist kein dunkler Kontinent mehr. Im Moment gibt es 10 000 Studenten in England und ein paar hundert auf dem Kontinent. Welch ein Land wird Nigeria in ungefähr 5 Jahren sein, wenn alle diese Leute heimkommen!

Auf dem großen „Public Square" in Lagos fingen die Unabhängigkeitsfeierlichkeiten schon am 30. September an. Der Höhepunkt kam, als dort um Mitternacht der Union Jack eingeholt und die neue Flagge Nigerias gehißt wurde. Die Armee der Königin marschierte unter den Klängen der Nationalhymne daran vorbei. Für die 10 000 Studenten in Übersee versuchte die British Airways und die Bundesregierung von Nigeria billige Flüge zu beschaffen; doch die meisten von ihnen feierten da, wo sie waren, also vor allem in London.

Am Vorabend des Unabhängigkeitstages versammelten sich ungefähr 3 000 Studenten und ihre Freunde in der Royal Festival Hall. Eine Unzahl von Nationalgerichten wurde serviert, und natürlich spielten mehrere „High Life" Bands, zu deren Musik zunächst eine Volkstanzgruppe und schließlich wir alle tanzten. Alles war mächtig aufgeregt und von Freude überwältigt. Die Festival Hall mit dem bunten Mosaik der Nationalgewänder unter dem Licht glich einer tropischen Stadt. Glockenschlag 12 standen wir alle auf und sangen unsere Nationalhymne. Jeder war von dem Gedanken begeistert, daß wir nun keine kolonialen Untertanen mehr waren; die Worte der Hymne sind so schön, daß man nicht umhin kann, bewegt zu sein. Nach der Hymne jubelten alle: „Freiheit".

Die Unabhängigkeit ist ein Ereignis, auf das wir alle wirklich stolz sind, und ich glaube, Europäer und Afrikaner können gleichermaßen froh darüber sein, daß Nigeria seine Unabhängigkeit auf eine friedliche Weise errungen hat.



Leserbriefe

Sehr geehrte Herren,

Ihr Mitarbeiter Bg. hat auf zwei Böcke gezielt — doch beide verfehlt . . .

1) Die „normative Kraft des Faktischen" stammt nicht „aus dem Parteichinesisch des Ostens", sondern aus dem bildreichen und einprägsamen Wortschatz des unvergeßlichen Jellinek. Für einen Staatsrechtler erübrigt sich angesichts solcher Prominenz jeder Kommentar!

2) Und da Bg. „kein einziger Fall bekannt geworden ist, in dem unser Staat . . . von östlicher Seite — vielleicht mal versehentlich! — mit seinem richtigen Namen „Bundesrepublik Deutschland" bezeichnet worden wäre", lege ich hier einen Briefumschlag bei, der vom Moskauer Rundfunk beschriftet wurde, den das Postamt Moskau 8 im Juni d.J. abstempelte und der in Schreibmaschinenschrift den Zusatz „Bundesrepublik Deutschland" trägt. (Stimmt. D. Red.) Soll das etwa versehentlich geschehen sein? Dann müßte auch der gedruckte Briefkopf des gleichen Absenders auf ein Versehen zurückzuführen sein, was doch wohl kaum ernsthaft behauptet werden kann.

Günter Grafen, Tübingen

Sehr geehrte Herren,

Ihre Aufnahmen auf der Seite „New York USA" sind auch New York, auch USA, aber nur **auch.** Genauso sind die ins Riesige gesteigerte Mittelmäßigkeit des Rockefeller Center; Straßen im Bronx, die man bei Dunkelheit besser nicht betritt (one might get „rolled"); diese einst roten Einheits-Ziegelbauten nicht sanierter Viertel in Harlem, im Bronx und anderwärts, außen verziert mit schwarzen Feuertreppen, das Ganze von kaum zu überbietender Häßlichkeit, vom Schmutz zu schweigen; die technische Vollendung des Port Authority Bus Terminal; der Riverside Drive samt Riverside Church; Straßenzeilen in den bis weit nach New Jersey und Connecticut hinein zu findenden Vortortschlafstädten New Yorks; ein Broadway Theater; die Juillard School of Music; Macy's; das Yankee Stadium **auch** New York, mit dem kleinen Vorzug, schon eher typisch für „New York USA" zu sein. Mir erscheint deshalb diese Seite irreführend und in Verbindung mit dem nicht ganz korrekten Text, der schließlich auch recht salopp und nicht sehr vielsagend ist, wenig geeignet, Verständnis für New York zu vermitteln. Oder wollten Sie das nicht?

Mit vorzüglicher Hochachtung

Detlef Neke (stud. rer. pol.)
— Bad Homburg —

HALLOO-WACH macht munter

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Robert W. Flohr, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden, Malte J. Rauch, Hanno Reuther, Klaus Scheunemann, Richard Wolf.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Uta Heckel.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Nach dem Prozeß

In Sachen „Dehne u. a. gegen Rettet die Freiheit" kam es zu einem Vergleich.

Die Vorgeschichte ist bekannt: im April dieses Jahres präsentierte die Münchner Arbeitsgruppe „Kommunistische Infiltration und Machtkampftechnik" im Komitee „Rettet die Freiheit" (Adlerauge gen Osten) der deutschen Öffentlichkeit eine hektographierte Schrift mit dem Titel: „Verschwörung gegen die Freiheit — Die kommunistische Untergrundarbeit in der Bundesrepublik".

Dieses Zwischending zwischen Dokumentation und Pamphlet (kurz „Rotbuch 2" genannt) wollte — so erklärten jedenfalls die Verantwortlichen (unter ihnen der ehrgeizige CDU-Bundestagsabgeordnete Rainer Barzel) — Art und Umfang der kommunistischen Agenten- und Infiltrationstätigkeit im freien Teil Deutschlands aufdecken.

Vom DISKUS hieß es in dieser Schrift, er vertrete „prokommunistische Tendenzen", „eine direkte finanzielle Unterstützung aus östlichen Quellen" sei aber „nicht nachzuweisen".

Der DISKUS forderte die Verantwortlichen — zunächst den Abgeordneten Barzel, dann den Geschäftsführer des Freiheitsvereins, einen gewissen Herrn Kanngiesser — auf, sich zu diesen schlichtweg unsinnigen Behauptungen zu äußern. Barzel erklärte sich für nicht zuständig und Kanngiesser ließ nichts von sich hören. Also blieb dem DISKUS nichts anderes übrig, als Klage einzureichen.

An dieser Stelle etwas über die politische Linie des DISKUS zu sagen, erübrigt sich. Seinen Lesern ist er als eine Zeitschrift bekannt, die sich bemüht, ein Forum der Diskussion für Studenten der verschiedensten politischen Überzeugung zu sein. Weiter ist es kein Geheimnis, daß der

Redaktionsschluß für das Novemberheft am 9. 11. 1960

DISKUS sich seit Jahren der wohlwollenden Unterstützung der Hessischen Landesregierung und zahlreicher Frankfurter Firmen erfreut.

Kein Wunder also, daß Barzel und seine Kempen kalte Füße bekamen, als sie ihre Behauptungen vor dem Frankfurter Oberlandesgericht beweisen sollten. Durch ihren Rechtsanwalt boten sie dem DISKUS einen Vergleich an. Unmittelbar nach Eröffnung der Verhandlung erklärte der Vertreter des Godesberger Komitees: „Wir haben uns den DISKUS nochmal genau angesehen — also: wir halten das nicht aufrecht". Mit „das" war der Passus im Rotbuch gemeint.

Dieses Angebot — eher wohl eine Kapitulation vor der Wahrheit — enthielt genau das, was die Herausgeber des DISKUS mit ihrer Klage gegen Rainer Barzel und seine Freiheitsretter hatten erreichen wollen. Das Gericht nahm zu Protokoll:

Die Beklagten (nämlich der Verein „Rettet die Freiheit" und der exponierteste Vertreter dieses Vereins, der Abgeordnete Barzel. D.Red.) ziehen die im Rotbuch Nr. II auf Seite 32-33 veröffentlichte Erklärung: „Die in Frankfurt am Main erscheinende Studentenzeitschrift DISKUS vertritt bzw. vertrat prokommunistische Tendenzen. Eine direkte finanzielle Unterstützung aus östlichen Quellen ist aber nicht nachzuweisen" zurück und erklären, daß sie eine derartige Behauptung auch in Zukunft nicht mehr aufstellen oder verbreiten werden.

Ein klares Urteil wäre uns lieber gewesen — aber Richter sind vielbeschäftigte Leute und ein Vergleich bedeutet nicht halb soviel Arbeit wie ein Urteil. Wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie uns nahelegten, uns mit den Barzel-Leuten zu vergleichen.

Damit wäre die Affäre DISKUS contra Rotbuch erledigt. Und wer glauben will, daß die ganze Sache ein „Irrtum" war, der mag es so sehen.

Aber die Tatsache, daß es in diesem Rotbuch von ähnlichen Verdächtigungen — vor allem auch gegen Professoren und Intellektuelle (Walter Dirks, Eugen Kogon) — nur so wimmelt, nährt den Verdacht, daß es den professionellen Freiheitsrettern um etwas anderes als um die Abwehr der Infiltration aus dem Osten ging.

Sie scheinen uns zu jener Sorte zu gehören, die im Staat nur **eine** Meinung dulden will. Wer sich nicht stramm ausrichten läßt, wird als Kommunist (und das heißt, da die KP verboten ist: als Landesverräter) hingestellt, mit dem „man" kurzen Prozeß machen sollte. An die Wand mit den „Kritikastern"! — selbst dann, wenn sie, wie der DISKUS, im Grundsätzlichen positiv zur Politik der Bundesregierung stehen.

Wenn die Kandidatenlisten für die Neuwahl zum Bundestag aufgestellt werden, wird sich herausstellen, inwieweit sich die CDU mit Männern wie Barzel identifiziert. Es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn sich die Liberalen um Erhard, Böhm oder Bucerius gegen den Geist der Intoleranz nicht durchsetzen sollten; denn: der Fall Barzel ist kein Einzelfall.

Klaus Scheunemann

Paragraph 166

„Melior est scandalum oriatur,
quam veritas relinquatur!"

Es ist noch gar nicht so lange her, da zwang der „rote Zar" den größten Literaten seines Volkes, auf den ihm verliehenen Nobelpreis zu verzichten. Bar jeglichen Wohlwollens warf damals der Genosse Nikita S. Chruschtschow dem Genossen Boris J. Pasternak vor, er habe sein dichterisches Schaffen losgelöst von der Gesellschaft, in der er lebe, vollzogen und nötigte ihn zu zerknirschter Selbstkritik.

Die freie Welt jenseits des „Eisernen Vorhangs" verurteilte einmütig diese Willkür und stellte nachdrücklich des Dichters Recht auf Unabhängigkeit von der Gesellschaft fest. Inzwischen ist viel Wasser die Wolga hinuntergeflossen, und eben derselbe Vorwurf, vermittels dessen der Amateurmaisbauer Chruschtschow als „arbiter litterarum" in die Geschichte einzugehen gedachte, wurde vor kurzem wieder erhoben.

Das geschah in Göttingen. Der Autor eines zeitkritischen Gedichts, betitelt „Missa Profana", und zwei ehemalige Redakteure der Göttinger Studentenzeitschrift PRISMA, die dieses Gedicht darin veröffentlicht hatten, mußten sich vor der ersten Strafkammer des Landgerichts Göttingen wegen Verstoßes gegen § 166 StGB verantworten. Als der Verteidiger daraufhinwies, eine Verurteilung der Angeklagten widerspreche der im Grundgesetz garantierten Freiheit der Kunst, sah sich der Vorsitzende der Strafkammer genötigt, das vom „Sowjetzaren" formulierte Korrelat zwischen Künstler und Gesellschaft noch einmal aufzutischen. Der Künstler, so folgerte er daraus, müsse, wenn er der Öffentlichkeit seine Werke übergebe, mit den eventuellen strafrechtlichen Folgen auf Grund der Reaktion eben dieser Öffentlichkeit rechnen.

Dabei wurde „die Öffentlichkeit" in den landsgerichtsrätlichen Augen vor allem durch 21 katholische Gläubige repräsentiert. Zur Verhandlung geladen, bezeugten sie, das Gedicht als Beschimpfung ihrer Religion empfunden zu haben. Ihr Zeugnis wog schwer! Schwerer als die Meinung jener Persönlichkeiten, die „die Öffentlichkeit" repräsentieren wie diese im Bereich des Literarischen verstanden wird. Es half also nichts, daß ein schriftliches Gutachten des Literaturhistorikers Prof. Martini feststellte, die „Missa Profana" enthalte keine Beleidigung oder Beschimpfung der katholischen Kirche. Der Autor wurde zu 100 DM Geldstrafe verurteilt und die Redakteure entgingen dieser Verurteilung nur, weil das Gericht bei ihnen den Schuldbeweis „nicht unbedingt" als gegeben ansah.

Dieser Akt deutscher Rechtspflege und die zu ihm führenden Umstände dürften in mehr als einer Hinsicht „mittelalterlich" anmuten und daher bedenklich stimmen. Da ist zunächst die diesem Urteil zugrunde liegende Tendenz zum Konformismus. Der Künstler muß die Wege der Gesellschaft gehen, geht er sie nicht, sondern seine eigenen und wagt darüber hinaus noch, an einigen Tabus zu rütteln, so fällt er der allgemeinen Verdammnis anheim. Das ist eine Auffassung, die im krassen Widerspruch zur Tradition der letzten Jahrhunderte abendländischer Literatur steht und nur bei totalitären Regimen zur Maxime künstlerischen Schaffens erhoben wird.

Mittelalterlich, um nicht zu sagen „mystisch", mutet es auch an, wenn einige der 21, die bezeugten, sie seien durch den Inhalt der „Missa Profana" in ihrem Glauben verletzt worden, bereits dieser Meinung waren, bevor sie das Gedicht überhaupt gelesen hatten. Vielleicht ist dies ein Beweis für die Tatsache, daß die Zeiten der „inspiratio de celestibus" noch nicht vorbei sind, auf alle Fälle aber wird hier deutlich, daß „das Empfinden der Öffentlichkeit", wie schon einmal gehabt, „wachgerufen" worden ist.

Ganz „mittelalterlich" und vorwiegend Thomistisch gedacht war es schließlich, wenn der Vorsitzende bemängelte: „Er (nämlich der Autor) hat sich vorher (d. h. vor Abfassung seines literarischen Opus) mit keinem Pfarrer unterhalten." Sicherlich bleibt es dem katholischen Gläubigen unbenommen privatim das Primat des Priesters anzuerkennen, er hat aber kein Recht dazu, diese Vorstellung in einem Staat, der mindestens zur Hälfte aus Andersgläubigen besteht, zu einer jedermann verpflichtenden Verbindlichkeit zu deklarieren.

E. Jeuthe

DAS BUHLEN UM DEN GEIST

Fortsetzung von Seite 1

Mittelpunkt stehen. Das Hauptreferat ist dem Bundestagspräsidenten, D. Dr. Eugen Gerstenmaier übertragen worden. Sicher ist auch, daß der CDU-Fachmann für Rundfunk- und Pressefragen, Dr. Bruno Heck, sprechen wird. Man darf schon heute auf die „Wahlbonbons" gespannt sein, die die CDU den deutschen Intellektuellen in Gelsenkirchen anbieten wird.

Wenn wahlpropagandistische Motive bei der Planung und Vorbereitung dieser beiden großen kulturpolitischen Parteikongresse auch sicherlich eine große Rolle gespielt haben dürften, so wäre es andererseits ungerecht, die kulturpolitische Aktivität der beiden großen Parteien allein auf das Bedürfnis zurückzuführen, unter den Intellektuellen neue Anhänger zu gewinnen. Denn zweifellos herrscht unter den Verantwortlichen beider Parteien große und ernste Besorgnis über die Zustände an den deutschen Hochschulen und über die noch immer zu geringe Unterstützung, die der deutschen Forschung zuteil wird. So darf mit Recht angenommen werden, daß Wissenschaft und Kunst in Zukunft mit größerer Aufmerksamkeit und einer verstärkten Förderung durch die politischen Kräfte rechnen können.

Die Politiker sollten sich jedoch darüber im klaren sein, daß darin niemand eine zusätzliche, fabelhafte Leistung sehen kann, für die man nach weiteren vier Jahren mit Ovationen überschüttet wird, sondern bestenfalls ein längst fälliges „Nachsitzen" für die Versäumnisse der letzten Jahre. Die jetzigen Initiativen auf kulturpolitischem Gebiet kommen buchstäblich im letzten Augenblick. Hätte man sie noch länger hinausgeschoben, wären die Folgen unübersehbar und die Schäden für Deutschland lebensgefährlich geworden.

Bgt.

Unsere Dienstleistungen sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Vermögensverwaltung · Annahme von Spareinlagen (Sparbücher), Prämiensparen · Führung von Privat- und Geschäftskonten (Girokonten) · Annahme von Fest- und Kündigungsgeldern · Gewährung von Krediten aller Art · Diskontierung von Wechseln Durchführung von Überweisungsaufträgen · Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen aufgrund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · An- und Verkauf von Wertpapieren Verkauf von Investment-Anteilen · Verwaltung von Wertpapieren (Effektendepots) · Verwahrung von Wertgegenständen · Vermietung von Schrankfächern (Safes) · Tag- und Nachttresoranlage · Abgabe von Tankschecks · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · An- und Verkauf von Devisen, fremden Geldsorten, Reiseschecks und Goldmünzen · Fachmännische Beratung in Außenhandelsfragen · Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Akkreditive und Inkassi · Nachweis von Import- und Exportverbindungen

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Intellectuals in American Politics

by D. B. Kuspit

Prelapsarian politics — politics before intellectuals — is at once the myth of the enlightenment and the modern castration of the public figure, so that his sweet voice need offend no lusts, no ambitions, no gainsaying and yeasaying. The enlightenment discovered reason to be conditioning rather than soul, discovered mind to be a public role or a private poll, and we, its offspring, with our media for living, which bring us not knowledge but signs, not community but mass, which orders us until we conform to an orthodoxy so invisible its history seems to be immune from time and its form seems to be free of content, we have chosen the politics of the anthill, of Orwell's pigyard, of the small fish in the stomach of the big fish. The supreme trait of this politics is its manipulation of public symbols. The intellectual, the self with conscious mentality living, deliberately, in or before a public, the self who, because of acknowledged talent or displayed comprehensive potency in some civilized task, is trusted to guide, advice, comment on — but never control — public doings, or private ways in public doings, or simply public myths in public doings, or maybe even public myths in private doings, this intellectual has now become the constantly sought-after, consumable bit of upper-class prestige merchandise on the political market, the most manipulative — because least defendible and of itself most vulnerable, being only as minute as diamonds in mined mud —, the most usable — because encumbered with the most attractive values, symbolizing good clothes, good working hours, pretty wives, accountable children, plus long practice in the accomplished usage of leisure hours, which the lower, unintellectual folk, are at last reaching for, with unprivileged but workable money. And as the hunt for new haunts to invade increases, as more and more meanings are added to less and less substance, the drumbeaters (tastemakers) move into thicker and thicker jungle to forage out that rare tiger called the intellectual, because his pelt, on the livingroom floor, means prestige, power, privilege, and anything else the neighbors might take it to mean.

Electiontime — always a festive occasion in the USA, time for speeches pronouncing all the old meaningless slogans and props buttressing national egos, time for new illusions to generate tired energies, time for the political machine to oil itself with promises and to stretch itself out of its hibernation with campaigns (what more glorious, irresolute campaign than the presidential campaign — who would suppose that two men embody all the political realities and conflicts in the USA, that the two-party system would make sense of all the interests to be represented — except, of course, in a government system with lobbies, or in a social system where the single stereotype has only a back and a front, lacking a left and a right) — brings the search for attractive gimmicks to draw the voter to the party of his predetermined (on Madison Avenue) choice, brings this search for just-the-right-tone and just-the-right-smile and just-the-right-idea, brings this ingratiating search to a pitch, the pitch of the ballyhoo man at the carnival drawing the crowds. The choise of the intellectual as the gimmick has a certain recent tradition and rationale. Wilson, president of the Ivy League Princeton University before president of the USA, and the soidisant 'Brains Trust' (it should give us a clue to the real social worth of intellectuals in the USA if we note that this expression embodies an economic reality, that brains, to appear in public, dare not fend for themselves, but must become part of a trust, a monopoly, supporting and under the patronage of a public figure, properly ambiguous, and by virtue of that ambiguity capable of oppressing opposition, outsmarting the enemy — with the help of the brains in trust) of Franklin Roosevelt, and the affection of intellectuals — or at least people at the universities — for Stevenson, are the three precedents for the avowed usage by Kennedy of intellectuals on his 'team'.

Who are these intellectuals? What is the meaning of intellectuals in the USA? Two of the most powerful figures, Moley who worked for Roosevelt and Schlesinger who worked for Stevenson, were professors at prominent universities, and so as prominent. **Does being a professor at a university mean one is an intellectual?** Did the late Senator McCarthy really attack the intellectuals, or did he attack those he thought must be intellectual, viz., Communists, homosexuals, and people in the State Department who were just too damn uppity? That, in A. D. McCarthy, university folk could be characterized as, in the same breath, intellectuals and homosexuals and Communists and people-I-don't-give-a-damn-for, doesn't necessarily mean that university folk are intellectuals, but it does without a doubt mean that intellectuals are not very nice people, maybe just because they're people-I-don't-give-a-damn-for. What is the role of the intellectual in American society? Is a professor necessarily an intellectual? No: **professors in America are a class which symbolizes for Americans the nature of intellectuals.** But there are no intellectuals in the USA, there are only symbols for public persons — the university professor is the nearest American society allows for mentality to make a public appearance. There are no intellectuals in the USA, there are only professionals on holiday. No intelligent man in America is trusted to express public political sense, though he may open his mouth in private as much as he likes. This is not to say professors are not in government — but government is not necessarily politics; an economics professor may be called into the government to advice, and a law professor may become a judge, but they both work within the framework of ambitions and policies of the party who won the election without their direct aid.

In the USA politics has become a business of tact — which means that it has lost its seriousness. Neither scholar, artist, nor scientist can be intellectuals in a business society — and to imagine an American journalist as an intellectual is to suppose the victim of a hypnotist can shake off his somnambulism by sheer will-power; they are all in the pay of some master. Scholar, artist, scientist, journalist have sold out — have sold their inner thoughts and intellectual freedom for bourgeois security and material well-being — have begun to play the social game, have succumbed to the tyranny of money, security, and advantage. Like turtles, they tuck their wise heads into their shells, as soon as they are threatened by loss of status or security. The professional person in the USA is a bourgeois, a middleclass man whose psychology teaches him to seek the security of being accepted by the community he lives in, of blindly fulfilling prescribed duties — and I don't mean classroom duties. I mean behavior in public, where to go to church and what kind of reproductions of famous, i.e., publicly approved, works of art to hang on his wall and whether to display LIFE and TIME magazines as well as the professional magazines, behavior determined not by his own selfhood but by some myth of society and neighbors, who tell him who he is. This is not especially ignoble, since it is difficult to distinguish society from the individual — though I do not think to be an individual is to be the same as a self —, and the distinction itself is the product of a bourgeois society, which assumed its privacy to be an isolation from an X out there, viz., society, rather than a way of life built on self-knowledge and consciousness, but for an intelligent man to play a public role is at least confusing when the public is a mob created by mass media, when duty is a somnambulistic yeasaying to the forces that be.

In the USA, the dominance by the bourgeois of the mentality of the status quo prevents any thought being trusted unless it can be turned to the advantage of utilitarian ends. So what is the point of private intelligence in America? The intelligence of America is most apparent in its slick advertisements, its mass production, and the vanities of its consumer market. Intelligence cannot function in a world in which reason must speak over loudspeakers. Intelligence cannot be seen in a world in which reason must appear in the face of a television announcer.

The issue is complicated by the dynamics of American society. The 'intellectual' is a symbol of status and prestige. For a certain social class, call it the university folk or all the people who read THE NEW YORKER, the USA's most widely read magazine of mind, the intellectual is a catalyst stimulating to political action. The party with the intellectuals on its side will gain the allegiance of this ambiguous and hence influential middleclass. The party appeals also because of the image the typical bourgeois has of the intellectual, whom he at once identifies with the professor. Professors have it easy; they ostensibly don't work 40 hours a week — they are a leisure class. Well-dressed, possessing money for useless things such as books, polite and with a three-months vacation, the professor is the stock-image of the good life in the USA, as conceived by the middleclassworker. Of course, his son doesn't have to be a professor, he can be a doctor or lawyer or accountant, so long as it's something professional, i.e., secure, with the prestige of intellect. Moreover, the professional man's peculiar tie to everyman as the embodiment of his material wishes is not at all countermanded by the professional man's mind — first, because this mind cunningly gives social superiority, so long as it's not displayed more than perfunctorily, and second, because the professional man's sophistication is compromised from the start by the social fact that in the USA thought that produces no immediate practical effects gains no respect. The professor, as our example par excellence of the professional man in a public role, is a stimulator, like the movies — but at the same time chic because under the auspices of the university, and so any emotion he may have generated while expressing his thoughts, emotion which may bring down opprobrium upon him or the students or even the way of life in the university, is removed, just because of this superior university setting (in the USA any display of emotions is lower class or political).

In the USA the intellectual is a sacred symbol used profanely for the entertainment and stimulation of the masses on the festive occasion called elections. The intellectual seems to have advanced high in the social heap without traditional toil; but nonetheless his energy is no more than the red cherry topping to whipped cream of the ice cream soda called American society. The intellectual is America's last vestige of its frontier past — he is the investigator without the misery of being in the unknown, i. e., the socially unfamiliar. He can live securely, raise his children, and think the party line. The intellectual is the one American figure who does not change with history, who is not in history, who is not part of what Fortune Magazine called America's permanent revolution. He does not revolt, he has around him the halo of eternity, of timeless thought — that magnificent bourgeois rationalization. And so to have him on one's side in a political battle means that one will win, because with Mind, Right, Justice et al in one's camp, Geist is with one and the failure of Geist is an impossibility.

And in all this the intellectual is an outcast, maybe just because he doesn't exist anymore, at least in the USA. Because money, position, and comfort, which are the cornerstones of American society, are not rational. They hypostasize the potential of human beings, and thus destroy human mentality. Apart from the fact that the term 'egghead' is defamatory or that the public use of intelligence does not exist in America, the very nature of American society, the fact that it conceives of itself as historyless, just because the permanent revolution is permanent, means that intellectuals are becoming as extinct as dinosaurs, because intellect cannot exist publicly in a world without retrospect, and retrospect is the essence of history. The dinosaur bones of the intellectuals will be found in the mental museums of the politicians.

In today's USA the intellectuals are outcasts by their very nature; and tomorrow's USA seems to me not so invisible that I cannot see the intellectuals, with daggers in their souls, as forgotten ghosts, and the devils of Cotton Mather will again stalk the wild wastes of American politics. The new president of the USA will have the same voice with a different tone; he cannot help it, since he is the victim of his own means. He has come to believe the slogans which elected him and he will perish in the political wilderness which overtakes decaying worlds.

Donald B. Kuspit (25) hat am Columbia College, in Yale und in Frankfurt studiert, wo er für einige Zeit auch als Lektor für englische Philologie tätig war. Vor kurzem legte er hier die Doktorprüfung ab. Zur Zeit ist er „instructor in philosophy" an der Pennsylvania State University. Der DISKUS hat bereits Gedichte von ihm veröffentlicht. Mr. Kuspit, der unter anderem auch als Redakteur und ghost writer für einen großen amerikanischen Verlag gearbeitet hat, ist Mitbegründer und Redakteur des JOURNAL CLAIRVOYANT, einer Zeitschrift, die in Kürze erscheinen soll.

Der nebenstehende Artikel wurde um ein Drittel gekürzt. Das Glossar hat Mr. Kuspit auf Wunsch der Redaktion hinzugefügt.

GLOSSARY

A. D. — "Anno Domini".
ballyhoo man — the man with the loud voice to attract people into paying money and seeing queer circus sights; American slang.
Cotton Mather — a famous Puritan divine, who saw the early American wilderness as populated with devils, and whose diaries relate encounters with several of them.
gainsaying — leugnen, widersprechen.
ghost writer — a person who writes the words which someone else speaks or prints under his own name.
halo — Heiligenschein.
Ivy League — an informal fraternity of six of the richest and oldest and most influential and famous universities in the USA, viz., Brown, Columbia, Dartmouth, Harvard, Princeton, Yale.
Madison Avenue — the street in New York along which most of the world's advertising firms are located.
Moley — a former professor of economics at the University of Wisconsin, one of the important brains behind the New Deal and one of the planners of Roosevelt's 1932 campaign.
opprobrium — Schimpf.
outcast — Ausgestoßene.
party line — the thoughts officially held by all the members of any given institution, whether or not the members as private selves hold them or not.
prelapsarian — before the fall of Adam.
professional — a professional person is, in its original meaning, a person bound by a code of ethics to the practice of an occupation putting honor and service before commerce and ambition. Today it has come to mean just the opposite, with the addition that the doctor or lawyer or professor can independently, i.e., outside of any business organization, pursue his profits. The traditional contrast between the businessman and the professional man remains, nominally.
Schlesinger — a professor of history at Harvard University, supporter, and some claim ghost writer, for Stevenson, and now apparently doing the same for Kennedy.
THE NEW YORKER — a sophisticated magazine published in New York and read in St. Louis and Frankfurt, compiled largely of advertisements for expensive merchandise of all sorts, interspersed with things to read, for amusement or boredom.
uppity — großkopfig; American slang.
viz. — an abbreviation for "namely".
yeasaying — jasagen, Jastimmen.

Eine FRAGE:

Sollen wir Artikel unserer englisch- und französischsprechenden Mitarbeiter im Original **ja / nein** oder in deutscher Übersetzung **ja / nein** abdrucken?

Kommentar .....

.....

(Bitte ausschneiden und an den DISKUS, Frankfurt am Main, Jügelstraße 1, senden, oder in eine unserer Kassetten stecken.)

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei
Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Physiker
Diplom-Kaufleute
Diplom-Chemiker
Juristen
Diplom-Volkswirte
Diplom-Psychologen

Interessenten werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main,
Eschersheimer Landstraße 1—7

Fahrschule Lowak

individuelle Ausbildung aller Klassen

durch über 25jährige Erfahrung
auf Opel Rekord 60, VW-Kabriolett
und Lambretta.

Frankfurt am Main
Habsburger Allee 16 · Telefon 4 56 75

Anmeldung und theoretischer Unterricht:
Dienstag und Freitag von 19.00 bis 21.00 Uhr
Montag und Mittwoch von 19.00 bis 21.00 Uhr.
Fahrstunden nach Vereinbarung.

Für Studenten Sonderpreise

Der Philosoph im Antiquariat

Von Alfred Schmidt

Mit den Feiern zu Ehren von Philosophen ist es so eine Sache. Die Ernsthaftigkeit, mit der man ihrer zu gedenken bemüht ist, vermag nur dünn die Wahrheit zu verhüllen, daß es um das Ansehen der Philosophie in der Gegenwart allerorten nicht zum besten bestellt ist. Auch um das Ansehen der Philosophie Arthur Schopenhauers nicht, dessen hundertster Todestag am 21. September in Frankfurt begangen wurde.

Den Feuilletonisten mag man es kaum noch verübeln, daß sie die paar belanglosen Histörchen und Legenden aus dem Leben des Philosophen, auf die sich seit je die Schopenhauerkenntnis weitester Kreise reduzierte, neu aufputzten und verbreiteten. Sie sind auch diesmal über Schopenhauers Hund, das Intérieur seines Zimmers, und, wo sie anspruchsvoller waren, über seinen Pessimismus und sprichwörtliche Hegel- und Weiberfeindschaft nicht weit hinausgelangt.

Bedenklicher schon muß es stimmen, wenn auch die wissenschaftlichen Beiträge sich mehr ans Antiquarische und Anekdotische halten, wobei selbstredend die Darstellung der Persönlichkeit Schopenhauers gegenüber den Sachgehalten seiner Philosophie in den Vordergrund tritt.

Damit soll freilich nichts gegen die kenntnisreiche Schopenhauerbiographie und Herausgabe einer repräsentativen Briefauswahl durch den langjährigen und verdienten Vorsitzenden der Schopenhauergesellschaft, Arthur Hübscher, gesagt werden.

Es ist aber doch kaum ein Zufall, wenn als einzige diesjährige Arbeit, die sich eigens mit dem Inhalt der Schopenhauerschen Lehren beschäftigt, nur ein dünnes Taschenbuch (Dalp 349) von Hans M. Wolff genannt werden kann, das im übrigen unumwunden die Stellung des gegenwärtigen Bewußtseins zu Schopenhauer ausspricht.

Auf die bei solchen Anlässen unvermeidliche Schulaufsatzfrage, was uns heute seine Philosophie noch bedeute, heißt es: „Geben wir es zu: Er ist zum Klassiker geworden, der viel gepriesen, aber nur noch wenig gelesen wird. Seine Sprache ist uns fremd geworden, viele der Probleme, um die sein Denken kreist, sind veraltet, kurzum, wir lesen Schopenhauer heute nicht mehr, weil wir von ihm Antwort auf uns berührende Probleme erwarten, sondern in erster Linie aus historischem Interesse." Hinzu tritt die etwas zaghafte Versicherung, Schopenhauer sei ein „lebendes Symbol echter Humanität". Bei aller Überholtheit seiner Lehren bleibe er „eine große, Achtung gebietende Erscheinung, mit der sich ernstlich auseinanderzusetzen jedes gebildeten Menschen Pflicht ist und bleibt." Hier wird die längst vollzogene Neutralisierung des philosophischen Gedankens zur unvermeidlichen Kost eines jeden, der sich gebildet nennen will, ehrlich ratifiziert. Vom Standpunkt Wolffs aus ist denn auch verständlich, daß in seiner Schrift die oft revolutionären Einsichten des Philosophen in gesellschaftliche Zusammenhänge unbehandelt bleiben. Einsichten, die in schneidendem Kontrast stehen zu seiner sonst konservativen Gesinnung, die ihn während der 48er Revolution einem preußischen Offizier seinen Opernglucker überreichen läßt, damit dieser besser auf das revoltierende Volk schießen könne.

Daß heute die privaten und persönlichen Züge im Schopenhauerschen Denken gegenüber seinen wirklichen Inhalten besonders hervortreten, mag zum Teil von seiner Art der Schriftstellerei abhängen. Schon Nietzsche, der anfänglich begeisterte Schopenhauerianer, unterscheidet in problematischer Weise zwischen der veralteten Philosophie und der großen Persönlichkeit Schopenhauers, wenn er sagt: „Was er l e h r t e , ist abgetan. / Was er l e b t e , bleibt bestahn, — / Seht ihn nur an! / Niemandem war er untertan."

Philosophiegeschichtlich gehört Schopenhauer wie Kierkegaard, Feuerbach, Nietzsche, selbst Marx, zu den privatisierenden nachhegelschen Autoren. Die sprachlich eingängigere Form verleiht seinem Werk Züge eines Bekenntnisses, ein Moment des Populären, ja Weltanschaulichen. Seinen ersten Anhängern haftet etwas vom Konventikel an. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert dringt seine Lehre zusammen mit der Eduard von Hartmanns und Nietzsches in das Lebensgefühl des deutschen Bürgertums ein, ohne daß freilich damals ihr Gehalt noch hätte wirklich ausgeschöpft werden können. Wie verbreitet seine Bücher, namentlich die „Parerga und Paralipomena" in Bildungskreisen gewesen sein müssen, bezeugt noch heute jedes größere Antiquariat, wo er, wie kaum ein anderer Autor des vergangenen Jahrhunderts, immer wieder angeboten wird.

Der andere Grund dafür, daß die Lobsprecher Schopenhauers sich heute mehr um seine Person als um seine Philosophie kümmern, ist wohl darin zu sehen, daß sie in einem strengen Sinne zur europäischen Aufklärung gehört. Freilich zu einer Aufklärung, deren geschichtlicher Ort dadurch charakterisiert ist, daß sie einerseits die nachrevolutionäre Tendenz zum Positivismus reflektiert hat und andererseits produktiv durch den deutschen Idealismus hindurchgegangen ist, bei aller Schimpferei auf die „drei Windbeutel" Fichte, Schelling und Hegel.

Wo der hausbackene Verstand einen logischen Schnitzer, die Vereinigung unvereinbarer Momente zu finden wähnt, liegt in Wahrheit ein Stück echter Dialektik vor. Auf der einen Seite ist der Intellekt, für Schopenhauer identisch mit der Denkfunktion der Kausalität, zusammenwirkend mit Raum und Zeit, den apriorischen Formen der Sinnlichkeit, die Bedingung der Möglichkeit der individuierten Naturdinge. Der nämliche Intellekt, der auf der anderen Seite als Produkt des in jenen Dingen — zunächst im menschlichen Leibe — sich objektivierenden Weltwillens verstanden wird.

Wie die Nachkantianer erklärt Schopenhauer das Ding an sich für erkennbar, ohne es jedoch in den Erkenntnisprozeß aufzulösen. Nicht Vernunft, Geist und Sinn stellen den innersten Kern der Welt dar, sondern der begriffslose Wille. Das Moment der Wahrheit an dieser Metaphysik verkennend, hat Lukacs ohne viel Federlesens von einem reaktionären Irrationalismus gesprochen. Ganz so, als ob nicht die von ihm vertretene Theorie selber, indem sie alle seitherige Geschichte als von den Menschen unbegriffene „Vorgeschichte" denunziert, es sich verböte, einen von endlich-menschlicher Einsicht unabhängigen Gesamtsinn der Welt zu statuieren.

Daß Schopenhauer den Intellekt als ein sekundäres Produkt des Willens bezeichnet hat, ist als ein Ärgernis seiner Theorie empfunden worden, die sich oft genug wie Freudsche Psychoanalyse in metaphysischer Hülle ausnimmt. So wenig wie bei Freud bedeutet bei ihm der Primat des Willens ein Bekenntnis zu dumpfem Irrationalismus. Es kommt darauf an, vermittels des Intellekts dessen Werkzeugcharakter und die mannigfachen intellektuellen Verkleidungen von Triebwünschen zu durchschauen. „Wir wollen zur Wahrheit und werden ohne remorse selbst eine Vivisektion der Lügen vornehmen." Vollends hören wir den Schüler der Moralisten, der Helvetius und Voltaire reden, wenn Schopenhauer sagt, daß das Urteilen der Menschen „meistens bestochen (ist) und bloß ein Ausspruch zugunsten ihrer Partei und Klasse".

Schopenhauer gehört in die Geschichte des Ideologiebegriffs. Der unerbittliche Fortsetzer der französischen théorie des préjugés hätte sich für die ihn zugleich ehrende wie entschärfende Einstufung als „Klassiker" bestens bedankt. Wo die Philosophen zu Klassikern werden, ist die reale Ohnmacht ihrer Gedanken besiegelt.

Für Volks- und Betriebswirte

Nachdem nur wenige Jahre seit dem erstmaligen Erscheinen des „Wirtschafts-Lexikon" verstrichen sind, legt der Verlag bereits die dritte Auflage dieses vorzüglichen Nachschlagewerkes über Begriffe und Tatbestände aus Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Steuern, Wirtschaftsrecht und Wirtschaftskunde vor. Zahlreiche neue Wortbildungen und Veränderungen des Sinngehaltes bereits geläufiger Fachausdrücke der letzten Jahre — Resultate der ständigen Weiterentwicklung dieser Wissengebiete — sind in der Neuauflage berücksichtigt worden.

Von den ca. 200 Fachgebieten der Wirtschaft, die das WIRTSCHAFTS-LEXIKON in 15 000 Stichwörtern behandelt, durch ca. 60 000 Hinweise miteinander verzahnt, sind u. a. besonders hervorzuheben Rechnungswesen, Selbstkostenrechnung, Planung, Werbung, Finanzierung, Statistik, Organisation, Wirtschaftspolitik, Außenhandel, Zollwesen, Sozialversicherung, Steuer- und Wirtschaftsrecht, Industrie, Handel, Banken, Versicherungen, Verkehr, Handwerk usw.

Das WIRTSCHAFTS-LEXIKON ist nicht nur für den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften ein prägnant gefaßter und zuverlässiger Helfer, sondern auch dem interessierten Disziplinfremden als ein wertvoller Ratgeber für alle Fragen des Wirtschaftslebens zu empfehlen. Dr. Peter Götz

Wirtschafts-Lexikon, 3. Auflage, herausgegeben von Dr. R. Sellien und Dr. H. Sellien. I. Band (A-K) 928 Seiten, II. Band (L-Z) 909 Seiten, Preis je Band: Ganzleinen DM 53,—, Halbleder DM 60,—. 1959. Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden.

Ein Konto bei der DEUTSCHEN BANK erleichtert Ihnen den Umgang mit Geld. Es nimmt Ihnen manche Mühe ab und erspart Ihnen viel Zeit.

Erfahrene Fachleute der DEUTSCHEN BANK unterhalten sich mit Ihnen gern ausführlich darüber, wie Sie Ihre Ersparnisse gut und sicher anlegen können.

Und wenn Sie einmal dringend Geld für Ihre persönlichen Zwecke brauchen: Die DEUTSCHE BANK gibt Ihnen, und zwar ganz einfach und ohne besondere Sicherheiten, einen Persönlichen Klein-Kredit (PKK).

Hunderttausende nutzen diese Vorteile

Bitte, machen Sie von unseren Diensten Gebrauch. Wir würden uns freuen, wenn Sie sich in allen Ihren Geldangelegenheiten von uns beraten ließen.

DEUTSCHE BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FILIALE FRANKFURT, ROSSMARKT 18

BEFÖRDERUNGSVORTEILE FÜR STUDENTEN

wissenschaftlicher Hochschulen als
Offizieranwärter der Bundeswehr.

Auf die
Beförderung vom Leutnant zum Oberleutnant
können Studienzeiten in jeder Fachrichtung und Fakultät angerechnet werden.
Die normale Dienstzeit als Leutnant beträgt 3 Jahre, beim fliegenden Personal 2 Jahre. Danach wird bei entsprechender Eignung die Beförderung zum Oberleutnant ausgesprochen.
Diese Frist verkürzt sich um
6 Monate bei Studium von 2 Semestern,
9 Monate bei Studium von 3 Semestern,
12 Monate bei Studium von 4 Semestern,
15 Monate bei Studium von 5 Semestern,
18 Monate bei Studium von 6 Semestern,
24 Monate bei abgeschlossenem Studium.
Bei Offizieren des fliegenden Personals verkürzt sich diese Frist um höchstens 12 Monate.

Offizieranwärter für Heer, Luftwaffe, Marine
werden zum 1. 4. und 1. 10. eines jeden Jahres eingestellt.
Höchstalter für die Einstellung:

Berufsoffiziere
29 Jahre (fliegendes Personal 26 Jahre)

Offiziere auf Zeit
25 Jahre (mit einer wahlweisen Dienstzeit von 3-12 Jahren)

An das Bundesministerium für Verteidigung (81/13/0831)
Bonn, Ermekeilstraße 27.
Ich erbitte Informations-* und Bewerbungsbogen* über die Offizierlaufbahn in Heer*, Luftwaffe*, Marine*.
*Zutreffendes unterstreichen. Bitte in Blockschrift ausfüllen.

Name: Vorname: geb.:
Studium: Semesterzahl:
( ) Ort: Kreis/Land:
Straße:

Kolumbien – Land mit heißer Sonne

DISKUS-Mitarbeiter Hans Wilhelm Grebe, der sein Studium gegenwärtig in Venezuela fortsetzt, schickte uns von einer Reise durch Kolumbien nachfolgenden Beitrag zu unserer Reihe von Berichten aus Südamerika (vgl. Heft 4).

In Deutschland weiß man, daß der Name Kolumbien — oder besser: „Columbien", um den etymologischen Ursprung des Wortes noch deutlicher zu zeigen — von dem Namen jenes großen Seefahrers abgeleitet ist, der dem seit seiner Entdeckungsfahrt als „alt" bezeichneten Kontinent erstmals berichtet hat von den Ungeheuerlichkeiten der Neuen Welt. Bei den meisten Deutschen, auch wenn sie zu den Studenten zählen, sind damit die Kenntnisse über Kolumbien erschöpft. Nur wenige wissen, daß selbst heute in diesem Land noch Dinge geschehen, die den Grausamkeiten aus der Zeit der spanischen Eroberung kaum nachstehen.

Kolumbien ist ein schönes Land. Es besitzt Berge mit ewigem Schnee und tropische Küsten an zwei Ozeanen, manchmal beides so dicht nebeneinander, daß sich in absehbarer Zeit besonders rekordsüchtige Touristen rühmen werden können, am gleichen Tag auf der Caribischen See und in der Sierra de Santa Marta, in über 5000 Meter Höhe, Ski gefahren zu sein. Der Europäer wird hier gern gesehen, ich habe viele Freunde gefunden in diesem Land und bin oft eingeladen worden in die Häuser seiner Bewohner.

Und Kolumbien ist ein reiches Land. Es besitzt riesige Erdöllager und Kohlevorkommen, die mit zu den größten der Welt gerechnet werden. Der Waldreichtum ist unermeßlich und alle Arten von Nahrungsmitteln können im eigenen Land angebaut werden, weil es durch die unterschiedlichen Höhenlagen drei verschiedene Klimazonen hat: die tropisch-heiße, die gemäßigte und die kalte Zone. Die Einwohner

Nachfahren der Chibscha im Hochland von Bogotá

des Landes, besonders in den Regionen, wo die Nachfahren der indianischen Chibchas leben, sind bescheiden und arbeitsam. Trotz dieser günstigen Voraussetzungen werden selbst Produkte wie Baumwolle und Papier, die ohne Schwierigkeiten im eigenen Land erzeugt werden können, in großen Mengen eingeführt, und die Kohleproduktion reicht kaum für den Verbrauch auf den wenigen Eisenbahnstrecken des Landes. Wo liegt die Ursache für diese Widersprüche?

Die große Verschwendung

Wie die meisten Länder Südamerikas ist Kolumbien seit den Tagen der spanischen Eroberung in den Händen der Feudalherren. Zuerst waren es die spanischen Krieger, die im Namen des Königs den Boden und gleichzeitig die darauf lebenden Indios in Besitz nahmen. Dann, nach Beendigung der südamerikanischen Unabhängigkeitskriege, fanden die Creolen mehr und mehr Einlaß in die Klasse der Großgrundbesitzer. Bis auf den heutigen Tag hat sich an dieser Besitzkonstellation wenig geändert. Die Masse des Landes ist in den Händen weniger großer Familien, die den Boden meist nur extensiv bebauen. So bleibt ein großer Teil der Produktivkraft der agrarisch orientierten Wirtschaft — die Landwirtschaft ist mit 38% an der Erstellung des Volkseinkommens beteiligt gegenüber einem Anteil der verarbeitenden Industrie von nur 16% — ungenutzt, während gleichzeitig der Staat Devisen hergeben muß für die Einfuhr von Agrarprodukten, für die im Inland ideale Anbaumöglichkeiten gegeben sind.

Daneben gibt es noch eine andere Form der Verschwendung, die in den hoch entwickelten, industrialisierten Ländern einen Konjunkturstimulus darstellt, in Kolumbien dagegen einen die wirtschaftliche Entwicklung verlangsamenden Faktor: der überhöhte Konsum der besitzenden Klasse. In den Ländern Westeuropas und den USA hat die ungleiche Einkommensverteilung in den Gründerjahren sich positiv ausgewirkt auf die Industrialisierung. Der prozentual geringere Eigenverbrauch der Empfänger hoher Einkommen, nicht zuletzt auch verursacht durch die engen Vorschriften der puritanischen Lehren, führte dazu, daß die hohen Einkommen der Vermögenshalter immer wieder neu investiert wurden. So hat die ungleiche Einkommensverteilung, mag sie auch ungerecht und schmerzhaft gewesen sein, letztlich einen positiven Effekt gehabt.

Ganz anders dagegen im heutigen Kolumbien. Hier wird der Konsumrummel der Vereinigten Staaten bedenkenlos nachgeahmt von den Empfängern hoher Einkommen, obgleich sich das Land diesen Luxus noch lange nicht leisten kann. Der übertriebene Konsum der Besitzenden steht in überhaupt keinem Verhältnis zur Produktivkraft des Landes und vergeudet die Mittel, die für die Industrialisierung dringend benötigt werden.

So ist die Situation Kolumbiens gekennzeichnet durch Verschwendung auf allen Gebieten: Verschwendung des Bodens durch extensive Bebauung, Verschwendung von Konsumgütern, die für kostbare Devisen aus dem Ausland kommen, Verschwendung von Bodenschätzen, die nicht ausreichend genutzt werden können wegen fehlender Produktionsanlagen und, was viel schlimmer ist, Verschwendung des menschlichen Potentials durch Arbeitslosigkeit, durch mangelhafte Ausbildungsmöglichkeiten (40% der Bevölkerung sind Analphabeten) und durch mangelhaften Schutz des menschlichen Lebens überhaupt.

Der Mensch ohne Wert

Um die Situation in Kolumbien zu kennzeichnen, hier die Schilderung eines Vorfalls, der typisch ist für dieses Land:

Barrancabermeja, den 27. Juli. — Es ist furchtbar heiß in dem Flußhafen des Magdalenenstroms, den wir heute abend angelaufen haben und wo wir die Nacht verbringen werden, weil unser Schiff „Atlantico" nachts nicht weiterreisen kann wegen der zahlreichen Sandbänke im Strom. —

Als ich von Bord gehe und langsam den Kai abwärts bummele, sehe ich eine kleine Gruppe von Menschen an einem Punkt direkt am Ufer konzentriert und vermute dort irgend etwas Sehenswertes. Beim Nähertreten sehe ich eine Leiche, die vom Wasser angeschwemmt wurde, ein junger Mensch noch, völlig aufgeschwemmt und bereits leicht in Verwesung übergehend, das Gesicht verstümmelt durch irgendein Verbrechen oder durch die Tätigkeit der gallinasos, wie man in Kolumbien die Aasgeier nennt. Seit einer Stunde liegt der tote Körper bereits hier, die Eingeborenen, auch zahlreiche Kinder, stehen herum und diskutieren den Vorfall, keiner denkt daran, irgend etwas über die Leiche zu decken.

Nach einiger Zeit kommt ein alter Lkw angefahren und einige Männer bemühen sich, den Kadaver an den Beinen festzubinden, immer noch begleitet vom lebhaften Interesse der Umstehenden, die ständig auf den Boden spucken, um ihren Ekel zu zeigen. Die Leiche wird dann an einem Strick über die Erde geschleift und wie ein Haufen Dreck auf den Lastwagen geworfen, der sogleich abfährt, einen leichten Verwesungsgeruch hinterlassend.

Ich stehe noch einige Zeit an diesem grausamen Ort, um über das Geschehene nachzudenken, als ein Mann auf mich zukommt, der in mir einen Ausländer erkennt und sich mir gegenüber für den Vorfall entschuldigen will, dessen Zeuge ich wurde. Wir kommen in ein langes Gespräch und er sagt mir, daß die Männer, bevor sie die Leiche auf den Wagen transportierten, keinerlei Anstalten gemacht haben, den toten Körper zu identifizieren. Niemand macht sich die Mühe, in den Taschen der Kleidungsstücke nach irgendwelchen Gegenständen zu suchen, die der Identifizierung dienen können. Man wird, so sagt mir der unbekannte Kolumbianer, den Körper in irgendeiner Ecke des cementerios verscharren und kein Vertreter der in diesem Land allmächtigen katholischen Kirche wird dabei sein. Wer hier nicht bezahlen kann, darf auch nicht damit rechnen, bei seinem letzten Auftritt einen geistlichen Mitspieler zu haben.

Der Kolumbianer erzählt mir, daß in seinem Heimatland ein Menschenleben überhaupt nichts wert ist. Jeden Tag werden hier Menschen umgebracht, meist aus politischen

Universitätsgebäude der Universidad Nacional

Gründen. Der Haß zwischen Liberalen und Konservativen, den beiden einzigen Parteien des Landes, ist eine alte Tradition, und noch heute kommt es vor, daß Angehörige der einen der beiden Parteien Dörfer überfallen und ganze Familien der anderen Partei ausrotten, oft genug nicht nur aus politischem Haß, sondern auch, um dem Auftraggeber den Landbesitz des Ermordeten zuzuspielen. Der bezahlte Mord ist in Kolumbien an der Tagesordnung. Es gibt Menschen in diesem Land, die für ein Entgelt von 5 Pesos (weniger als 1 Dollar) einen anderen Menschen umbringen.

Heute hat diese Mordlust allerdings etwas nachgelassen. Der politische Gegensatz zwischen den beiden Parteien ist nicht mehr so groß wie zu zeiten des letzten Diktators Rojas Pinilla, wo es vorkam, daß Menschen auf offener Straße umgebracht wurden nur deshalb, weil sie eine rote Krawatte trugen. Doch gibt es immer noch organisierte Banden, die früher, von potenten Auftraggebern an die Front geschickt, die politischen Gegner ihrer Auftraggeber erledigten und heute, nachdem der politische Mord nicht mehr eine so große Rolle spielt, ihren Beruf nicht aufgeben wollen und die Räuberei zum Selbstzweck machen. Sie überfallen ganze Dörfer und machen sie tributpflichtig oder verlangen einen Wegzoll an irgendwelchen entlegenen Straßen. Die Polizei ist meist machtlos gegen diese Banden, die mit modernsten Waffen ausgerüstet und in ihren Schlupfwinkeln in den Anden kaum anzugreifen sind.

Mein Gegenüber — anscheinend ein mittlerer Farmer, der nebenher mit Kraftwagen handelt — hat einen kleinen Negerjungen bei sich, den er für Botengänge und unbedeutende Dienstleistungen verwendet. Er hat diesen Jungen einfach aufgelesen in Barrancabermeja, hier gibt es ganze Scharen von „niños abandonados", Kinder, die von zu Hause fortgelaufen sind oder denen die Eltern den Laufpaß gegeben haben. Sie leben dann vom Mitleid der anderen oder ernähren sich durch irgendwelche Dienste (Schuhputzen, Botengänge) und gelegentliche kleine Diebereien. Mein Gesprächspartner sagt mir, er will den kleinen Neger mitnehmen nach Bogotá, er scheint es gut zu meinen mit dem negrito. Der Junge sieht sehr schlecht aus und schaut mich fragend an mit seinen großen Augen. —

Die meisten Menschen sind hier unterernährt, obgleich dieser Ort einige Industrie hat und Geld verdient wird. Aber die Leute vertrinken ihr Geld oft nach den Lohnzahlungen, der Alkoholkonsum ist recht bedeutend bei den meisten Kolumbianern, dazu sind die Lebensmittelpreise im Vergleich zu den Löhnen sehr hoch, der Milchpreis wird künstlich hochgehalten durch ein Monopol der Grundbesitzer. — Es gibt viel Elend in diesem heißen, grausamen Land, wo ein Menschenleben so wenig Wert hat, daß eine Frau sich freut, wenn ihr ein verkrüppeltes Kind geboren wird, weil dadurch ihre Chancen steigen, durch Betteln den Lebensunterhalt verdienen.

(Schluß Seite 8)

Fotos: Hans-Wilhelm Grebe

Redaktionsschluß 9. Nov. 1960

PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT · FRANKFURT AM MAIN

TIEFBAU · INDUSTRIEBAU · BRUCKENBAU · TUNNELBAU · HOCHBAU
STRASSENBAU · EISENBAHNBAU · SPANNBETONBAU · WASSERBAU

Peter Naacher

Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133
Zentrale: Steinweg 3 · Ruf 2 66 41, 68 76 44

Hält am Lager
Bücher für Ihr Studium
Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Zwischen Folter und Schweigen

Marginalien zur Situation der spanischen Intelligenz — von Wolfgang Vogel

Spanien ist zu einer Attraktion für den deutschen Tourismus geworden. Man verlebt in teutonischer Unbekümmertheit seine Urlaubstage, berauscht sich an den billigen Preisen, um dann nach einer in gereizter Entrüstung durchstandenen Corrida, vollgepackt mit Holztaschen, Andenken und Reisefetischen, die Heimfahrt anzutreten. Zu Hause spielt man den versierten Spanienkenner und freut sich seines Erzähl- und Fabuliertalents, während man einen von Primitivismen durchsetzten Strom halbverdauter Erinnerungen zum besten gibt.

Doch die spanische Wirklichkeit ist anders, als der deutsche Durchschnittsurlauber sie sieht. Wer es vermag, den Zauber, der Spanien jedem seiner Besucher so unvergeßlich macht, abzustreifen, den Schein bunter Folklore zu durchbrechen, stößt auf Leid, Terror, Armut und große intellektuelle Not.

Die spanischen Intellektuellen befinden sich in einer peinlichen Situation. Abgeschnitten von den geistigen Ereignissen unseres Jahrhunderts, müssen sie sich mit den mageren Freiheiten, die ihnen Kirche und Staat gewähren, zufriedengeben. Auf dieser schmalen Basis sind sie den dauernden Angriffen von faschistischer und kirchlicher Seite ausgesetzt, die sie in eine Richtung pressen möchten, die das Denken nur mehr bedingt gestattet, der Staatsräson widersprechende Gedanken und Thesen ausschließt, um so das Staatsgebilde zu vollenden, das der spanischen Vorstellung eines katholischen Staates entspricht: Religion soll die oberste Maxime des Handelns für Volk und Regierung sein.

Diese Staatsvorstellung paßt allenfalls ins Mittelalter oder in die Zeit des Absolutismus, nicht in unser Jahrhundert. Man kann gegen den Geist der Zeit die Vergangenheit nicht wiederholen. Wer es dennoch versucht, wird ohne Zwang, ohne geistigen und physischen Terror nicht auskommen. Franco und die mit ihm verbündete spanische Kirche — es wäre falsch, hierunter den Weltkatholizismus zu verstehen — haben dies nach Beendigung des Bürgerkrieges klar erkannt und handeln seitdem danach.

Seit dem Erlaß vom 29. 5. 1937 übt die „DELEGACION DEL ESTADO PARA LA PRENSA Y PROPAGANDA", die seit dem 1. 1. 1946 dem Erziehungsministerium angegliedert ist, eine harte

Freiheitskämpfer Franco — Foto dpa

und engstirnige Zensur aus. Sie „managt" nach Anweisungen, die aus dem Erziehungsministerium oder dem Zentralbüro der Falange, der spanischen Faschisten, kommen, die öffentliche Meinung. Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Film und Fernsehen und die gesamte Buchproduktion werden kontrolliert. Jedes Manuskript muß zur Veröffentlichung freigegeben werden. Gedruckte oder gesendete Kritik an Staat und Kirche wird so ausgeschlossen. Jedes „subversive und suspekte" Buch wird verboten, eingereichte Manuskripte vernichtet. Den Autor eines unerwünschten Werkes erwarten sehr oft Diffamierung und Verfolgung. Zahlreiche „Sprachregelungen" steuern das Urteil der spanischen Presse über politische und kulturelle Ereignisse. So erhielten die Zeitungen kurz vor dem Ableben Ortega y Gassets die Anweisung, seinen Tod nur in einer zweispaltigen Nachricht zu erwähnen, die „nicht ausführlich" sein sollte und in der es zur Pflicht gemacht wurde, die „politischen und religiösen Irrtümer" Ortegas „scharf zur Sprache zu bringen". Nachdem Ortega gestorben war, die Weltöffentlichkeit in großer Trauer seinen Tod beklagte, versuchte man, sich diesem Echo anzupassen und gestattete der Presse „bis zu drei Artikel", in denen die Irrtümer seiner Philosophie „mit gewisser Großzügigkeit" behandelt werden sollten. Auf diese Anweisung hin widmete die Zeitschrift DESTINO dem Toten, um seiner Bedeutung gerecht zu werden, ein Sonderheft. Wenige Tage nach Erscheinen dieses Heftes erhielt sie durch die Zensurbehörde einen nicht gezeichneten Artikel, der überaus feindliche Angriffe gegen Ortega enthielt, mit dem Befehl, ihn ohne Kommentar im nächsten Heft zu veröffentlichen. Hier wird deutlich, wie die spanische Meinungslenkung versucht, sich elastisch den Notwendigkeiten des Augenblicks anzupassen, ohne ihre eigene Meinung zu ändern. Man gab der Weltmeinung im Falle Ortega einige Tage nach, um dann um so härter gegen sein „Irrlehren" einzuschreiten.

Dem Terror auf dem Gebiet der Publizistik stehen Geheimpolizei, Falange, Guardia Civil und Militär wacker zur Seite. Wer illegal publiziert, allzufrei seine Kritik an den bestehenden Institutionen des Einparteien- und Einkirchenstaates äußert, muß mit Verfolgung, Folter und schweren Strafen rechnen. 1939—1942 starben in spanischen Gefängnissen und Zuchthäusern fast 200 000 Menschen, Tausende „staatsfeindlicher Elemente" gingen beim Bau von Francos immenser Begräbnisstätte im „Valle de los Caidos" zugrunde, Tausende sitzen heute noch in faschistischen Haftanstalten. Um die Drangsalierung noch zu verstärken, um neben dem Verbot, zu sagen, was man denkt, auch noch zu verbieten, außerhalb der vorgeschriebenen Bahnen zu denken, bedient man sich neben der Drohung mit drakonischen Strafen eines sehr sublimen geistigen Terrorsystems. Staat und Kirche spekulieren auf die große Frömmigkeit und Kirchentreue des spanischen Volkes. Wer gegen Franco ist, um es hart auszudrücken, ist gegen die von Gott gewollte Ordnung und damit gegen Gott selbst — also ein Atheist. Das bedeutet bei der augenblicklichen Abhängigkeit des Spaniers von der Kirche, die von ihren Strafmaßnahmen wie Exkommunikation, Ausschluß etc. sehr harten Gebrauch macht, daß der Intellektuelle wie jeder andere Unzufriedene aus Furcht vor dem Bann der Kirche schweigt und sich bemüht, das zu tun, was von ihm verlangt.

Viele gehen diesen Weg der Unterwerfung, andere lehnen sich dagegen auf. Die Folge dieser Auflehnung ist eine rege Untergrundarbeit, die vor allem im Augenblick darauf hinzielt, die spanische Situation nach dem Tode Francos zu ändern. Nach den Fehlschlägen, die die Proteste der Studenten von Barcelona 1957 und 1959 erlitten, die die Gruppe um den spanischen Diplomaten Cerón mit langen Freiheitsstrafen bezahlen mußte (siehe konkret 19/60) ist man vorsichtiger geworden.

„Wir bereiten uns vor, um nach dem Tode des Caudillo aus der Monarchie, die uns durch ein Gesetz garantiert ist, das Beste zu machen: ein parlamentarisches Königtum im Sinne Großbritanniens", sagte mir diesen Sommer ein junger Student der Nationalökonomie aus Barcelona, **„wir erreichen mit kleineren Augenblicksunternehmungen nichts, uns fehlt der große Schock, der alle aufrüttelt."** Der junge Mann war, wie viele seiner Freunde, ein frommer Katholik, aber er hatte sich zu der Entscheidung durchgerungen, die Politik von der Religion zu trennen. Ein anderer Student, Sohn einer sehr wohlhabenden Familie, hatte mir letztes Jahr, als ich auf die Studentenunruhen in Barcelona anspielte, zu verstehen gegeben, daß er ein Fatalist sei. Ihm gehe es gut, sein Vater fahre zwei Autos, und das genüge, um sich das Leben angenehm zu machen. Ein dritter, dessen Meinung ich hier noch zitieren möchte, sagte mir: „Wir sind daran, all unsere Möglichkeiten auszuschöpfen, uns zu wehren, um nicht geistig und damit verbunden wirtschaftlich unterzugehen."

Es ist heute eine Tatsache, daß in Spanien der Widerstand von der jungen Generation getragen wird, den heute 20-30jährigen. Viele der älteren Revolutionäre sind entweder während des Bürgerkrieges gefallen oder einem der nachfolgenden Massaker zum Opfer gefallen. Wer übrig blieb, resignierte oder ging ins Ausland. Die drei Beispiele, die ich zitierte, sollen die vielfältige Skala der Gesinnungen, wie sie heute vor allem in der jungen Intelligenz grassieren, ausdrücken: Die Meinungsgruppen reichen vom äußersten Fatalismus, über unbedingte Regierungstreue bis zur weit- oder auch kurzsichtigen jungen Elite des Untergrunds.

Die Protestanten nehmen zwischen den Gruppen des Untergrunds, der offenen Kritik und den Rechtsradikalen eine Sonderstellung ein. Sie sind dazu verdammt, zu leiden und zu dulden. Ihr Weg innerhalb des spanischen Staates seit Francos Sieg ist der der systematischen Ausrottung. Protestanten werden nicht standesamtlich getraut, sie dürfen nur bestimmte Stellungen bekleiden, sie geben die Prügelknaben für alle öffentlichen Unstimmigkeiten her, sie dürfen sich nur bedingt versammeln und sind wegen ihres Glaubens einer dauernden Verfolgung ausgesetzt. Viele von ihnen haben ihr halbes Leben im Gefängnis verbracht, alle leben in dauernder Furcht vor Repressalien und Verhaftungen.

Katholische Moraltheologen, auf ihre Stellungnahme zu den spanischen Christenverfolgungen durch Christen gefragt, geißelten in harten Worten diese Aktionen, wiesen aber darauf hin, daß anderer Glaube für ein sehr frommes Volk immer „aufreizend" wirke und dieses sich dann in religiösem Eifer zur Wehr setze. Die Form einer dogmatischen Toleranz, wie Lessing sie forderte, wird nicht anerkannt.

Die spanische Intelligenz, der Teil der es vorzieht, nicht vor der Folter zu kapitulieren, bemüht sich unter sicher großen Opfern um die Überwindung der Tyrannei. Sie steht gegen Franco und seine Vorstellung vom mittelalterlichen Staat in unserem Jahrhundert. Die äußere Geschichte unserer Epoche ist voll an totalen Kriegen, Revolutionen und Aufständen der Unterdrückten, voll von Deportationen und Folterungen. Die spanischen Intellektuellen sind unter den Verfolgten. Es liegt an uns, ihnen nicht durch Sympathiekundgebungen für Franco und sein Regime in den Rücken zu fallen; denn sie vertreten die Freiheit, auch für uns.

Majonica für Nato-Beitritt Spaniens

MADRID, 4. Juli (dpa). Der CDU-Bundestagsabgeordnete Ernst Majonica ist am Sonntag für die Einbeziehung Spaniens in das Nato-Bündnis eingetreten. Unter großem Beifall des im „Tal der Gefallenen" bei Madrid tagenden Kongresses des Europäischen Dokumentations- und Informationszentrums sagte Majonica, daß Spanien die kommunistische Bedrohung im eigenen Land kennengelernt und große Opfer gebracht habe, die als Beitrag zur Wahrung der Freiheit gewürdigt werden müßten. Die Nato-Mitgliedschaft Spaniens wurde auch von dem konservativen britischen Abgeordneten Peter Agnew befürwortet. Er führte zur Begründung an, daß der Kreis der Kämpfer gegen den Weltkommunismus so weit wie möglich gezogen werden sollte.

Zwei Chemiker und fünf Arbeiter begannen 1863 in Hoechst bei Frankfurt am Main mit der Herstellung von Teerfarbstoffen. Aus diesen Anfängen ist ein chemisches Großunternehmen von Weltruf entstanden, das heute 46000 Mitarbeiter beschäftigt.

Forschungsaufwand jährlich etwa 100 Millionen DM
Investitionen seit 1952 rd. 1,5 Milliarden DM
Umsatz 1959 rd. 2,2 Milliarden DM, Exportanteil 32%
Aktienkapital 630 Millionen DM
Dividende 1959 16%

HOECHST

FARBWERKE HOECHST AG.
vormals Meister Lucius & Brüning
FRANKFURT (M)-HOECHST

Kesseltreiben gegen Frankreichs Intelligenz

Frankreichs Uhren gehen jetzt zum großen Erstaunen der übrigen Welt auf eine Weise anders, daß es seinen besten Freunden vor der nahen Zukunft graut. Seit 1789 und seit dem Empire ist das französische Volk nie so gespalten gewesen. Der Bürgerkrieg, bisher sozusagen nur als Teufel an die Wand gemalt, bedroht eine Nation just in dem Augenblick in ihrem Bestand, wo ihr politischer Führer der einst so strahlenden „grandeur" neuen Glanz verleihen möchte.

In Frankreich, der Wahlheimat unzähliger Geistesarbeiter aus allen Ländern der Welt, wird Jagd auf Leute gemacht, die sich auch noch im sechsten Jahr der mörderischen „Befriedungsaktion" in den algerischen Departements eine freie Meinung, ein gut funktionierendes Gewissen und intellektuelle Redlichkeit bewahrt haben. Bei der Ausweglosigkeit, in die der letzte Kolonialkrieg die Nation geführt hat, haben 121 Professoren, Wissenschaftler, Künstler und Lehrer (ihre Zahl ist inzwischen auf 200 angewachsen) ohne Rücksicht auf die moralischen und materiellen Folgen ein Manifest unterschrieben, in dem sie die Berechtigung der militärischen Operationen in Algerien in Zweifel ziehen, die Revolte der Armee gegen die demokratischen Institutionen feststellen und die Weigerung französischer Soldaten, gegen das algerische Volk die Waffen zu erheben, ausdrücklich billigen. Ihre Konzeption von der Ehre Frankreichs und von der echten Vaterlandsliebe hat nichts gemein mit dem **blinden**

HALLOO-WACH macht munter

Trikolorismus und dem nationalistischen Eifer derer, die glauben, ihre Vaterlandsliebe mit der Duldung, Anordnung oder Praktizierung der Folter beweisen zu müssen. Wo sie in den vergangenen Jahren versuchten, als dogmatisch ungebundene Geister ihre Rolle als das Gewissen der Nation zu spielen, da wurden sie als Landesverräter und Defaitisten verschrien. Sie wurden schon damals zum lichtscheuen kriminellen Gesindel gezählt, vor dem die loyalen Bürger bewahrt werden müßten, wie vor einer ansteckenden Krankheit.

Träger des ewigen Frankreichs

Waren die Intellektuellen damals unbequem, so haben sie sich heute über ihre Individualität hinweg als eine geschlossene geistige Macht entpuppt, die man nicht durch gewisse, von der Staatsräson her zu verstehende Ordonnanzen von der politischen Bühne verschwinden lassen kann, um so weniger, als das geistige Frankreich, das Frankreich, dem die Sympathien der Welt gehören, mit ihnen steht und fällt. Sie haben gegenüber den Inquisitoren der V. Republik das Gefühl, Träger der „France éternelle" zu sein, und einen „ésprit" zu vertreten, den diejenigen, die das berühmte Brett vor dem Kopf haben und damit auch noch durch die Wand wollen, noch nicht haben auslöschen können. Die Radikalität, mit der der französische Staat gegen sie vorgegangen ist, beweist, daß de Gaulle nicht mehr aus der Schlinge herauskann, die die „Anti-Intelligenz", die Aktivisten — Zivil und Uniform, um ihn gelegt haben. Außerdem: Wer die politische Macht hat, rächt sich gern an denen, die recht haben und denen gegenüber er im Unrecht ist.

Sie schämen sich für die Nation

Die bisherige Bilanz des Algerienkrieges und die zukünftigen Perspektiven dafür gibt den jetzt so massiv Stellung nehmenden Intellektuellen tatsächlich recht. Ihre Parteinahme für den Frieden durch Verhandlungen, für die Gehorsamsverweigerung und gegen die „Kriegskaste" ist nicht der „Zorn von Intellektuellen, die auf sich aufmerksam machen wollen" (als solchen möchte Debré den Aufstand des Gewissens abtun); sie entspringt vielmehr lauteren Motiven und hält jeder sittlichen Nachprüfung stand. **Simone Signoret** beispielsweise, die zwei Jahre im Ausland weilte, sagte, sie sei im Grunde sehr chauvinistisch, doch könne man nicht im Gespräch mit Fremden die Folter ablehnen, im eigenen Lande aber schweigen. „Ich habe mir die Unterschrift abgerungen, weil ich mich nicht schämen möchte." **Robbe-Grillet**, ein bekannter Schriftsteller, begründete seine Unterschrift mit seinem Pazifismus: „Je weniger Militär es gibt, um so besser!"

Die geistigen Verwandten der Unterzeichner des Manifestes, die Angeklagten im Prozeß gegen das sogenannte **Jeanson-Netz**, kommen ebenfalls aus den Reihen der Intellektuellen, die in einen unüberbrückbaren Gegensatz zur V. Republik und deren Algerienpolitik geraten sind. Mademoiselle Pouteau, eine Englischlehrerin, sprach für alle, als sie ihre Hilfsaktionen für den FLN motivierte. Sie sagte, zu den Prinzipien zur Ehre Frankreichs gehörten Respekt vor dem Individuum, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Wissen um eine revolutionäre Dynamik im französischen Volk. Statt diese Prinzipien zu befolgen, habe Frankreich eine Zwangsassimilierung betrieben und sei sich in Algerien selbst untreu geworden.

Brief eines französischen Rekruten aus Algerien

In meiner Kaserne lese ich den „Express" und verberge mich dabei. Einer meiner Kameraden liest „Libération", die er in den „Figaro" gesteckt hat, ein anderer die „Temps Modernes", die man wegen einer Lederhülle nicht erkennen kann.

Morgen für Morgen müssen wir antreten. Dann schreit unser Leutnant immer: „Fellagha!" — worauf wir mit „Bum, Bum" zu antworten haben . . . Man überschüttet uns mit Traktaten der Armee, mit denen wir kurz vor unserer Abreise nach Algerien eingestimmt werden sollen.

Ich schreibe Ihnen aus Paris, wo ich gerade meinen Urlaub verbringe, bevor ich meine Reise in die Djebels antrete. Ich bin nie politisch tätig gewesen, das heißt ich habe nie einer Partei angehört. Ich lese den „Express" seit drei Jahren. Von Ihnen, Herr X., habe ich so manches erfahren: von den Lagern, den Folterungen usw. Auf Anraten des „Express" habe ich mir den Film „Nacht und Nebel" angesehen. Ich habe Front gemacht gegen die Deserteure, die Aufsässigen und gegen diejenigen, denen man jetzt in Paris wegen Unterstützung der Rebellen den Prozeß macht.

Und dann habe ich nachgedacht, immer wieder nachgedacht . . . Vielleicht werde ich einen Algerier mit einer „Befriedungskugel" töten oder auch selbst von einem Rebellengeschoß getroffen. Nehmen wir an, das eine oder andere geschähe (es ist ja nicht ausgeschlossen), dann wird es in den Zeitungen heißen: „Ein Rebell wurde getötet" oder „Ein französischer Soldat wurde ermordet".

Über den Rebellen wird man keine weiteren Worte verlieren. In meinem Falle schreibt man vielleicht, „ich sei auf dem Felde der Ehre geblieben".

Ehre? Welchen Sinn hat mein Tod? Und für wen oder was stirbt der Algerier, auf den ich ziele?

Sicher warten Sie darauf, daß ich nun sage: „Folglich bleibe ich hier." Ganz im Gegenteil: ich werde trotzdem gehen, weil ich feige bin, ja feige.

Ich fürchte mich vor einem langen Aufenthalt hinter Gefängnismauern und vor einem endgültigen Bruch mit meiner Familie und meinen Freunden. Ich habe Angst vor dem Skandal.

All das steht mir bevor. Ob ich durchkomme, weiß ich nicht. Ach, wenn Tausende und aber Tausende junger Franzosen diesen Krieg doch ablehnten! Aber allein. . . .!

So ziehe ich eben los. Aber wozu? Wozu eigentlich?

Marcel A.

Der Algerienkrieg ist sinnlos geworden

Die Gefängnisstrafen gegen die Angeklagten in diesem Prozeß sind sehr hoch ausgefallen und stellen zusammen mit Auftrittsverbot, Gehaltskürzungen, Suspendierungen und Ausschluß von der Mitwirkung bei Funk und Fernsehen einen Kraftakt dar, der in keiner Weise der französischen Wirklichkeit gerecht wird. Der Algerienkrieg hat seinen Sinn verloren. Der Schlachtruf der Rechtsextremisten **„Algérie française"**, der jüngst neben den frommen Wünschen des Aktivistenmobs **„A bas de Gaulle"** und **„Fusillez Jean-Paul Sartre"** an der Place de l'Etoile in Paris zu hören war, hängt im luftleeren Raum, da der General-Präsident den Algerien die Selbstbestimmung versprochen und damit die Integration ausgeschlossen hat. Er hat Hoffnungen geweckt und Frankreich durch sein Wort gebunden. Er hat die Formel „Algérie algérienne" geprägt und sogar die Tür zur Unabhängigkeit Algeriens aufgestoßen. Er will jedoch eine Form des Friedens finden, die die „Ehre" der Armee rettet und Frankreichs Größe, soweit es irgendwie geht, aufrechterhält.

Der Anfang vom Ende?

Die Quintessenz einer solchen Politik ist das Warten: Warten auf militärische Erfolge, auf Zwangslagen, auf höhere Gewalt, auf eine Zermürbung des Gegners, auf eine automatische Neutralisierung der Antagonismen. Und das wieder bedeutet Krieg und weiter Krieg, tote Franzosen, tote Fellaghas, Aufsplitterung des Volkes, moralischen Zerfall, Terror und Gegenterror. **Aber gerade dieses Warten vor dem Hintergrund eines gigantischen Unsinns kann einer Schicht von Leuten nicht länger zugemutet werden, die — nach der Definition von Kogon — unbeirrt feststellen, was ist und was sein soll, die spezifischen Standort-Gebundenheiten durch Vergleich und Kritik aufzeigen, die Interessenmaskierungen entlarven und so der Erkenntnis des Richtigen, damit danach gehandelt werden könne, die Bahn freimachen. Der Angriff auf das Privileg der Meinungsfreiheit und auf das Recht, der Stimme des Gewissens zu folgen, ist vielleicht der erste nicht mehr zu übersehende Riß im Gebäude der V. Republik. Algerien schickt sich an, eine weitere Republik zu schlucken.**

Emil Senn

Kolumbien — Land mit heißer Sonne

Fortsetzung von Seite 6

An den kolumbianischen Universitäten gibt es kein freies Studium, der Student hat ein festes Pensum zu absolvieren. Doch sind gegenwärtig Bestrebungen im Gange, während der beiden letzten Studienjahre den Studenten mehr Einfluß zu geben auf die Wahl der Vorlesungen.

Die größte Universität in Bogotá ist die Universidad Nacional mit 5000 Studenten, die einzige nicht private Hochschule des Landes. Früher gab es eine Menge Universitäten in der Landeshauptstadt, da sich auch viele Spezialschulen, so z. B. die „escuela de abogados" (Schule für Rechtsanwälte) Universität nannte. Heute gibt es 5 Universitäten in Bogotá, die mehrere Fakultäten haben. In jeder von diesen müssen die Studenten Aufnahmegelder bezahlen. An der Universidad Nacional entspricht dieser Betrag ca. 800,— DM, darüber hinaus werden noch 50,— DM Gebühren verlangt pro Jahr. An den anderen, privaten Universitäten zahlen die Hörer jedes Jahr 1000,— bis 1500,—, in einigen Fällen sogar bis 3500,— kolumb. Pesos (Kurs: 7 Pesos = 1 US-Dollar). Das ist ein sehr hoher Betrag in einem Land, wo die Masse der Einkommen bei 250 bis 500 Pesos monatlich liegt.

Eine allgemeine Stipendienregelung gibt es nicht, doch werden zahlreiche Einzelstipendien vergeben. In jeder „escuela", wie die einzelnen Fachrichtungen innerhalb der Fakultäten genannt werden, bekommt jeweils der beste Student ein Stipendium für 2 Jahre, meist um im Ausland weiterzustudieren. Das Ausbildungsniveau ist gut, trotz der relativ kurzen Vorbereitungszeit von 6 Oberschuljahren. In Kolumbien studieren viele Ausländer aus anderen Ländern Südamerikas, und der gute Ruf seiner Universitäten hat der Landeshauptstadt den Namen eines lateinamerikanischen Athen eingebracht. Auch gibt es zahlreiche ausländische Professoren, besonders aus USA, Deutschland, England, Spanien und Japan. Ihre Gesamtzahl wird auf etwa 20% geschätzt.

Die politische Aktivität ist unter den Studenten Kolumbiens nicht sehr groß — im schroffen Gegensatz zum Nachbarland Venezuela, wo die akademische Ausbildung oft unter den ständigen politischen Aktionen der Studentenschaft leidet. Zwar ist auch in Kolumbien der Typ des linksradikalen Studenten stark vertreten, aber die Regierung übt einen spürbaren Druck aus, um eine Politisierung des Hochschullebens zu verhindern. Es gibt zahlreiche Beispiele für die oft kaum sichtbaren Maßnahmen, mit denen sich Staat und Hochschulleitung gegenüber dem politischen Willen der Studentenschaft behaupten.

Innenpolitischer Waffenstillstand

In Kolumbien gibt es nur zwei Parteien, die Konservativen und die Liberalen, von denen trotz jahrelanger Bürgerkriege keine die Alleinherrschaft an sich reißen konnte. Heute sind diese beiden Parteien in einer „Fronte Nacional" zusammengeschlossen, was die großen Familien aus beiden Lagern nicht daran hindert, auch heute noch räuberische Überfälle auf die Familien des traditionellen Gegners zu veranstalten. Trotz dieser anscheinend unausrottbaren Feindschaft haben sich die beiden durch eine Art Waffenstillstandspakt verpflichtet, zusammenzuarbeiten. Da beide Parteien etwa gleich stark sind, führte diese Zusammenarbeit zu der grotesken Situation, daß selbst unbedeutende Verwaltungsausschüsse paritätisch besetzt sind mit Mitgliedern beider Parteien, die peinlich darauf achten, daß der Einfluß der anderen nicht überwiegt, wodurch die gesetzgeberische und verwaltende Tätigkeit weitgehend lahmgelegt wird.

Zu diesen innenpolitischen Problemen kommt noch das außenpolitische, das zugleich Problem Nr. 1 der gesamten westlichen Welt ist: wie kann verhindert werden, daß der Kommunismus Einlaß findet in das Land? — Wie kann die Regierung verhindern, daß aus Kolumbien ein zweites Cuba wird? — Auf keinen Fall dadurch, daß sie, wie es noch heute der Fall ist, jede Opposition zu unterdrücken sucht, die sich gegen die Koalition der Feudalparteien richtet.

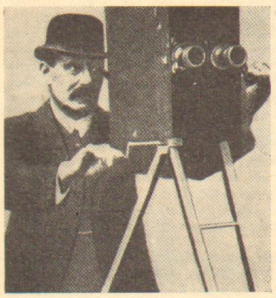
Die Agenten Moskaus haben es nicht eilig mit Kolumbien. Die Zeit ist einer der besten Verbündeten für sie, solange sich an der gegenwärtigen Politik des Landes nichts ändert. Seit kurzer Zeit gibt es in Bogotá das „Instituto Colombiano-Soviético", in einem kleinen Haus am Rande des Stadtzentrums, wo Aufnahmen an den Wänden von dem großartigen Lebensstandard der Sowjetmenschen künden. Dort versammeln sich auch zahlreiche junge Leute, und unsere kolumbianischen Kommilitonen hören sehr aufmerksam zu, wenn ihnen dort versichert wird, daß die Sowjetunion die einzige Macht ist, die den Entwicklungsländern hilft, ohne deren nationale Unabhängigkeit zu verletzen.

FRANKFURTER VOLKSBANK
e.G.m.b.H.
Seit 1862 im Dienste der mittelständischen Wirtschaft
Hauptstelle und Direktion
BÖRSENSTRASSE 1 · HAUS DER VOLKSBANK
FERNRUF-SAMMELNUMMER 20671
FERNSCHREIBNUMMER 04-12108
mit ihren Geschäftsstellen

Allerheiligentor	Allerheiligenstraße 2–4
Altstadt	Berliner Straße 34
Am Schlachthof	Deutschherrnufer 33
Eschersheim	Am Weißen Stein 7
Gallus	Mainzer Landstraße 150
Hauptbahnhof	Kaiserstraße 77
Nordend	Friedberger Landstraße 74
Oederweg	Oederweg 87
Sachsenhausen	Schweizer Straße 54a
Bad Homburg v. d. H.	Louisenstraße 47
Bad Vilbel	Frankfurter Straße 126
Oberursel/Taunus	Allee 32

Handelsblatt
DEUTSCHE WIRTSCHAFTSZEITUNG
Vorzugspreis für Studierende
DM 3,50 bei freier Zustellung an die Studien- u. Ferienadresse.
Auf Wunsch kostenlose Probelieferung
VERLAG HANDELSBLATT · DÜSSELDORF

HALLOO-WACH macht munter



Faust / Deutschland / Regie: Gründgens/Gorski

Im Programmheft wurde die Story nicht abgedruckt. Das Buch zum Film ist aber bekanntlich schon älteren Datums und soll somit als bekannt vorausgesetzt werden. Im Vorspann wird tatsächlich Johann Wolfgang von Goethe genannt (neben Gründgens eigener künstlerischer Oberleitung). Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß manches von dem, was ich an jenem Abend vernahm, in den Sprachfluß weit unbedeutenderer Mitbürger eingesickert ist. „Wir spüren, daß hier unsere Sache verhandelt wird, wie in einem Spiegel sehen wir das Drama des modernen Menschen sich vollenden." (Programmheft.) So nimmt mir ein Kollege mit unbewußtem Witz die Stellungnahme ab. Dafür konnte ich mich davon überzeugen, daß Will Quadflieg ein schöner Mann ist und ganz ähnlich große Poren hat wie Victor Mature sie jüngst in Roms letzten Tagen gezeigt hat. Für Kenner sei Gustaf Gründgens noch erwähnt: ein Widerling von schier sagenhaftem Ausmaß; einfach zum gernhaben. Typen und Kostüme waren mir längst aus Werbefilmen vertraut. Nur den Steinhägerkrug in Großaufnahme, umrauscht von Siegesmeldung-Fanfarenstößen, vermißte ich nach der Szene in Auerbachs Keller. Der Prolog im Himmel wurde dafür in Oberammergau gesprochen.

Ich will es gern eingestehen: ich konnte nicht den nötigen Respekt aufbringen vor dem „Ereignis von gar nicht abzusehender kunsthistorischer Bedeutung". Zwar: „Die Weltpresse widmete . . . Leitartikel, bedeutende Kritiker und Literaturhistoriker schrieben Abhandlungen in Buchform . . ." (steht alles im Programmheft). Aber ich liebe jenen Goethe, den mein Großvater schon als Konserve im Tornister trug, und ich kann nicht unwidersprochen lassen, daß er mir mit Schinkenhägerbildern „in Farbe der DIVINA" verstellt wird.

P. S. Von Theo Ottos Bühnenbildern war in dem Film unverschämt wenig zu sehen. hjw

Sonntags . . . nie / Deutschland / Regie: Jules Dassin

Eine griechische Hafenhure zur sympathischen Heldin zu machen, neben der ein Alt-Griechenland-Fan und gelehrter Mann wie ein dummer kleiner Pfadfinder erscheint, ist sicher originell. Zumindest schlagen da die Herzen all derer höher, die schon in der Schule unter den krampfhaften Verehrern der Antike gelitten haben. Daß daraus aber nicht unbedingt ein guter Film zu werden braucht, zeigt Jules Dassins Komödie „Sonntags . . . nie".

Von der „nouvelle vague" hat der Film lediglich die publikumswirksame Komponente übernommen, die ein Kritiker so beschreibt: „Die Lebenssicht des Films wurzelt in heidnischer Freizügigkeit." Filmisch ist jedoch wenig von jener Klarheit und dem Tempo zu spüren, das uns etwa aus „A bout du souffle" in Erinnerung ist. Nichts hat sich vom Temperament der wandlungsfähigen Darstellerin Melina Mercouri auf die Kameraführung übertragen. Auch gelingt es kaum, das glückliche Hafenmädchen, das ganz anders ist, einmal pro Woche ins Theater geht und Sonntags nie „arbeitet", glaubhaft zu machen. Der re-education-begeisterte Amerikaner gar (von Jules Dassin selbst gespielt), der dem Mädchen vergeblich den wahren Sinn der griechischen Tragödie zu vermitteln und sie mit Aristoteles und Cellosonaten zu bekehren sucht, ist höchstens in seinem naiven Optimismus amerikanisch, sonst aber von einer äußerst europäischen Weltfremdheit.

Trotzdem eine witzige Filmkomödie, die sogar hier und da zum Nachdenken anregt. mjr

Der brave Soldat Schwejk / Deutschland / Regie: Axel von Ambesser

Haseks Roman vom böhmischen Hundehändler Schwejk, der sich mit übernormaler Pfiffigkeit begabt, durch die Wirren des I. Weltkriegs manövriert, hat man leider verfilmt. Man bosselte in bewährter Routine ein Drehbuch zusammen, das die tolldreisten Einfälle Haseks auf ein Maß reduzierte, das der Vorstellung der Kleinbourgeoisie und des katholischen Filmdienstes vom Grotesken entsprach.

In glanzvoller Fehlbesetzung berlinert sich Heinz Rühmann durch die Tücken der böhmischen Mundart und bemüht sich verzweifelt, dieses gewollte Lustspiel auf die Höhe der Feuerzangenbowle oder des Hauptmanns von Köpeniks zu heben. Berlin ist nicht Prag, und Berliner Humor wird kaum als böhmischer Witz empfunden, was hier Schlagfertigkeit ist, wirkt dort schnoddrig. Das vergaßen die Drehbuchautoren und der Regisseur, als sie farblos wirkende Zillefiguren in den Böhmerwald verfrachteten. So wurde viel verdorben. vo

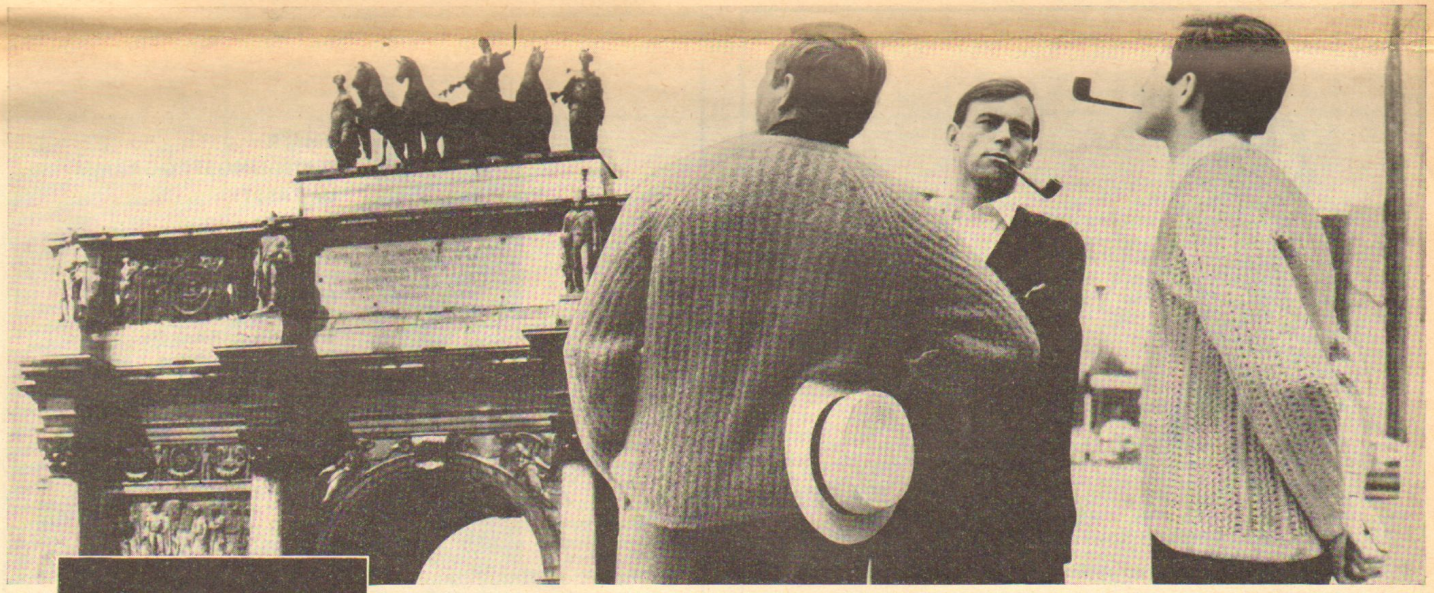
Porgy and Bess / USA / Regie: Otto Preminger

An Aufwand fehlte es diesem Film kaum: Millionen von Dollars flossen hinein; alles daran ist „besonders", vom Produzenten Samuel Goldwyn und dem Regisseur Otto Preminger angefangen über das Super-Todd-AO-Verfahren, der musikalischen Leitung des ehemaligen Wunderknaben André Previn bis zum deutschen Prädikat „besonders wertvoll". Ja selbst das übliche Filmprogramm für 20 Pf wurde hier zur „Souvenir Bildschrift" für DM 1,50.

Und doch, man ist enttäuscht. Was auf der Bühne echt und lebendig wirkte, „like de flowing of a song . . .", erhält im Film den Charakter eines amerikanischen Wagner. Das schöne Wiegenlied „Summertime an'de livin'is easy" strömt dem Zuschauer aus sechs Tonkanälen entgegen, wie eine Stimme vom anderen Planeten.

Wenn es dem schauspielerischen Können und der Vitalität Sammy Davis, Dorothy Dandridges, Pearl Baileys und Sidney Poitiers nur hin und wieder gelingt, die Leinwand und die Super-Kulissen vergessen zu lassen, dann will das schon etwas heißen. Sie werden einfach erdrückt von den Farben, dem technischen Aufwand — und ganz abgesehen, daß sie ja nur schauspielern, während „ghost singer" die Sache später besingen.

Nimmt man den Film nicht als ganzes, sondern ist bereit, sich über einzelne Bilder zu freuen, so kommt man freilich auf seine Kosten: allein Sportin Lives „It ain't necessarily so", oder der Auszug der Church Group zum Picnic mit der Brass Band vorneweg und den swingenden Kirchenältesten, aber auch Dorothy Dandridge von dem Kameramann Leon Shamroy „lichtgemalt" und die ganze Musik Gershwins (selbst über sechs Tonkanäle) ist das doppelte Eintrittsgeld wert. mjr



CH+CH

HARVARD – „Cavendish" eine erstklassige shag-mixture der LANCASTER INC./N.C./USA

Aus dem gleichen Hause die Marken: „John Hopkins" (ready rubbed – 50 g – DM 1,50) „Spring Hill" (sliced cut – 50 g – DM 2,50)

Händler-Nachweis durch LANCASTER Tobacco G 16 Duisburg / Postfach 180 / Unfrankierte Postkarte genügt!

Harvard

Dreimal dürfen Sie raten! Paris? Rom? Moskau? Washington? Berlin?* – Wofür interessieren sich die Herren Globetrotter mehr: für alte Monumente oder junge Damen? Ein Tip! – Sie rauchen HARVARD-Tabak. Frauen mögen es, wenn Männer HARVARD-Tabak rauchen. Männer rauchen HARVARD, weil das selbstverständlich ist.

Pfeifengerechter 1,5-mm-Schnitt • excellent im Duft wie im Geschmack, voll veredelt nach dem „Cavendish"-Verfahren • leichter Zug durch gleichmäßigen Brand • HARVARD – ein „first class tobacco" in der taschengerechten Frischhalte-Packung.

50 g – DM 2,– Es lohnt sich: ein Päckchen reicht drei Tage bis zu einer Woche!

* Wenn Sie die Antwort auf unsere Fragen wirklich interessiert, schreiben Sie einfach eine Postkarte.

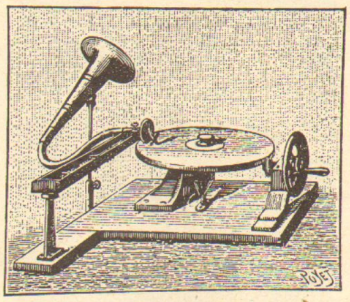
Für Männer einer neuen Zeit

MUSICA EX MACHINA

Elektronische Musik ist uns bekannt — vom Begriff her. Wer hat nicht schon gehört, daß es so etwas gibt. Ab und zu weiß auch jemand, daß im Rundfunk gelegentlich Sendungen elektronischer Musik zu hören sind. Wer aber kann damit schon etwas anfangen, auch wenn in solchen Übertragungen manches über die Technik und das Wesen dieser neuen Erscheinung gesagt wird. Hier, anders als in Filmen oder Hörspielen, wo man diese Geräusche nur am Rande aufnimmt und dann, ohne sich dessen bewußt zu sein, damit einverstanden ist, hier, wo vom Zuhörer Konzentration auf das Neuartige, auf das musikalische Geschehen allein gefordert wird, fällt ihm der Zugang und das Verständnis schwer, er findet sich nicht zurecht. Es fehlt die Voraussetzung, das Wissen um die Entwicklung. Bisher war es auch recht schwierig, die Entwicklung der auf elektronischem Wege bearbeiteten oder erzeugten Musik in einer Übersicht zu erfahren. Das wird Fred K. Prieberg dazu bewogen haben, vorliegendes Buch, das übrigens neben einem Literatur- und Quellenverzeichnis aller Abbildungen und Tafeln und einem Sachregister auch eine neunzehn Seiten umfassende Discographie aufweist, zu schreiben. „Über das Verhältnis von Musik und Technik" nennt der Autor im Untertitel seine Ausführungen. Damit betrachtet er ein umfassendes Gebiet.

Der Wunsch des Menschen nach der Maschine, dem Roboter ist alt; auch die Bartschneidemaschine und der Musikautomat sind nicht in unserer Zeit zum erstenmal erfunden worden. Mit dem Auftreten der Eisenbahn brach die Maschine in das Leben des Menschen ein, die Kunst war um ein weiteres Motiv bereichert. Die Lokomotive ist für einen Komponisten ein lohnendes Objekt. Sie wurde besungen von Rossini bis Honegger und weiter. Es entstand die „Musik über die Maschine". Das war jedoch nicht der Anfang und nicht ergiebig genug. Eine Maschine mußte mehr Möglichkeiten bieten. Schon um 1660 berichtete Athanasius Kircher von einer mechanischen Vorrichtung zum Komponieren, also einer Maschine, die teilweise wenigstens den Komponisten ersetzte. Bekannt sind auch die Bemühungen um ein mechanisches Pfeifenwerk, das durch Walzen in Art unseres heutigen Lochkartensystems gesteuert wurde. Solchen alten Bestrebungen, die Musik der Maschine anzuvertrauen, kommt der Stand der Technik immer mehr zugute. Im Elektronengehirn spielt der Zufall durch die Möglichkeit des kompliziertesten Ausleseverfahrens musikalischer Zusammenhänge beim „Komponieren" lange nicht mehr die Rolle wie bei den Erscheinungen von Mozarts Würfelwalzeranleitungen bis zur Methode von John Cage, der Musik mit Hilfe eines Orakels durch sechsmaligen Münzenwurf erfindet. Ein Elektronengehirn kann man zum Beispiel „wie Mozart, wie Schönberg oder einen anderen" komponieren lassen. Noch aber ist es dem Menschen nicht gelungen, die Maschine wirklich zum selbständigen Autor zu machen oder den „singenden Roboter" zu schaffen. Gelang das auch nicht, so gewann die Maschine doch auf einem anderen Gebiet revolutionierende Bedeutung. In der futuristischen Bewegung war Luigi Russolo der führende Musiker. Was er samt seinen Zeitgenossen wollte, war: „In die Musik alle neuen Haltungen der Natur hineintragen, die immer erneut kraft der unaufhörlichen wissenschaftlichen Entdeckungen durch den Menschen bezwungen wird. Der Masse, den großen Industriebetrieben, Zügen, Ozeandampfern, Panzerkreuzern, Automobilen und Flugzeugen die musikalische Seele geben. Den großen innersten Motiven der Tondichtung das Reich der Maschine und die siegreiche Herrschaft der Elektrizität hinzufügen." In diesem Sinne übernahm die Lärmmusik eine ganz wichtige Rolle. Es entstanden neue, elektronische Instrumente, etwa die „intonarumori" (Geräuschtöner) von Russolo, ein Instrumentarium von „Brummern, Krachern, Donnerern, Pfeifern, Gluckerern, Schnarchern, Tosern" usw., und sie wurden in den Konzertsälen vorgeführt. Den Futuristen ging es dabei um nichts anderes, als einen neuen Hörbereich zu ergründen. Dieselbe Absicht hatten vorerst auch die Vertreter der „konkreten Musik", die mit natürlichem Klangmaterial, also keinem aus der elektronischen Röhre, experimentierten und es denaturierten. 1950 schrieb Pierre Schaeffer: „Wir wollen unsere Musik konkret nennen, denn sie gründet sich auf bereits bestehende Elemente, die beliebigem Klangmaterial — sei es Geräusch oder herkömmliche Musik — entlehnt, dann experimentell durch direkte Konstruktion komponiert sind und an die Verwirklichung eines kompositorischen Beliebens ohne Unterstützung durch eine unmöglich gewordene herkömmliche musikalische Notation grenzen." Proklamiert wurde vor allem die Befreiung von den Fesseln alter Musik; aber auch in der „konkreten Musik" war die gesuchte Freiheit vom Material noch nicht vollkommen genug. Diese glaubte man erst in der elektronischen Musik gefunden zu haben: „. . . in ihr ist jede Grenze nichts weiter als die Grenze des komponierenden Menschen." Nach anfänglich reinem Experimentieren haben sich inzwischen verschiedene Richtungen und Schulen gebildet — so viele wohl, wie es Möglichkeiten gibt, elektronisch zu arbeiten — die von Prieberg einer genauen Analyse unterzogen werden.

Der Autor, der, klar abgegrenzt, auch seine eigene Meinung eindeutig zum Ausdruck bringt, verlangt von der elektronischen Musik, daß sie Assoziationen ausschließt, die sich beim Hörer traditioneller Musik in Form von „Symbolen" eingefressen haben. Kompositionen, bei welchen sich bestimmte Vorstellungen ergeben können oder gar beabsichtigt sind, bezeichnet er als Fehlleistungen; sie müssen anders geartet sein: „. . . Obwohl die Stücke bis nahezu ins letzte durchkonstruiert sind, gelingt es nicht oder nur nach mehrmaligem Hören, Zusammenhänge zu entdecken. Es scheint so, als schlage die äußerste Ordnung mit einem bestimmten Grenzfall dialektisch in wirrste Unordnung um. Alle Wirkung sammelt sich im Unterbewußtsein. Das ist etwas Außerordentliches, mit der herkömmlichen Musik nichts Vergleichbares. Ein künstlerischer ‚Genuß' findet nicht mehr statt, und doch ‚hat' der Hörer etwas vom Anhören elektronischer Kompositionen. Es erregt ihn, läßt ihm keine Ruhe, stört ihn auf . . ." Die Wirkung darf nicht dazu führen, daß der Hörer, randaliert er nicht entsetzt, „sozusagen hellzusehen" beginnt, daß nicht ein panischer Schrecken dialektisch in metaphysische Symbolik umschlägt. Die Phantasie siedelt das „Nie-Gehörte"



mit seiner Reizfülle in der Nähe von Instinkt, Glaube und Gefühl an, einem Ort, der nur zuständig ist, solange die neuen Klangmittel nicht der Gewöhnung wieder gewichen sind. Indessen war ein Hang groß geworden, die Maschine zu vergöttlichen, und Henri Bergson schloß daraus, daß der Mensch durch seine Überwindung von Zeit und Raum auch einen Zuwachs an Seele bedürfe und die Mechanik, die technischen Mittel also eine Mystik erfordern. Prieberg wirft hier die Frage nach dem „deus ex machina" auf, angesichts der neuen Musiktechnologie, einer Musik, die „vom Wesen der Technik berichtet, teilhat, Element der Technik ist und nicht portraitiert, sondern instrumentiert".

Das Buch gibt Aufschluß über Zusammenhänge und Wege, es berichtet Tatsachen und Meinungen. Mehr am Rande, aber nicht minder ausführlich erscheinen noch die Kapitel über neue Spielinstrumente, Filmmusik und gesendete Musik, die das Thema abrunden und dem Leser einen vortrefflichen Überblick nicht nur über musikalische Detailfragen oder Einzelrichtungen geben. Die Möglichkeit der Kunst in unserem technischen Zeitalter wird klargelegt, und sie wird verfochten. Das Buch sei dem empfohlen, der sich Gedanken macht über den Standort der zeitgenössischen Kunst. „Noch immer muß man warten", schreibt Prieberg am Ende seines Buches, „bis in alle Winde zersprengt wird, was unsere Welt — die Kunst und das Leben in ihr — so lächerlich und sinnlos zu machen droht: die Doppelseitigkeit, das schizophrene oder hirnlose Denken, der Selbstbetrug . . . die Angst. Der neue Mensch wird eines Tages seine angemessene Kunst erhalten; er wird sich seine eigene Musik schaffen." WR

Fred K. Prieberg: MUSICA EX MACHINA. 304 Seiten, 16 Tafeln und 53 Abbildungen im Text. Ullstein-Verlag. Leinen DM 18,50.

Deutscher auf Deutsch

Das vor kurzem im DISKUS (Juliheft 1960, S. 2) besprochene Buch des wohl bekanntesten Rußlandkenners der angelsächsischen Welt, Isaac Deutscher, „Russia and the West", ist jetzt auf Deutsch erschienen. Vorurteilslos untersucht Deutscher die innenpolitische und wirtschaftliche Entwicklung in der Sowjetunion seit Stalin. Besonders interessant ist seine Analyse des moralischen und intellektuellen Klimas.

Deutschers aktuelle Studie gehört zum besten, was zur Zeit an Rußlandliteratur zu haben ist.

I. Deutscher: Der große Wettkampf — Rußland u. der Westen, D. Reidel Verlag, DM 8,80.

Es stand in der WELT

Dieser sprichwörtliche Satz unterstreicht die Bedeutung und Zuverlässigkeit von Artikeln und Nachrichten in der WELT. Er kennzeichnet das hohe Ansehen, das diese unabhängige Tageszeitung für Deutschland überall genießt. Als wichtiges Informationsblatt wird die WELT von Studierenden an allen Universitäten und Hochschulen bevorzugt gelesen.

Vorzugs-Abonnement für Studierende

DM 3,— bei Abholung
DM 4,— bei Botenzustellung

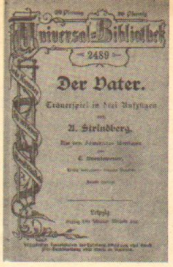
Abholstelle: Buchhandlung für Universitäts-Wissenschaften, Peter Naacher, Frankfurt, Bockenheimer Landstraße 133, bei der Universität.

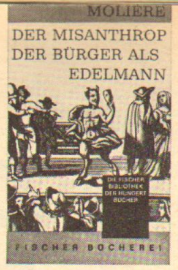
UNSER FERTIGUNGSPROGRAMM UMFASST:

Fernsprech-Anlagen
Elektrische Uhren und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate
Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen
Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen
Lichtruf-Anlagen
Fernwirk-Anlagen
Warenautomaten
Freistempler

16 Verwaltungsbezirke mit Technischen Büros und Revisionsstellen in der Bundesrepublik und Niederlassungen in allen Ländern der Erde betreuen die ständig steigende Zahl unserer Kunden.

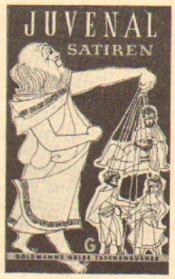
TELEFONBAU UND NORMALZEIT · FRANKFURT/MAIN





WOLFGANG
ZAPF

DAS
PANTHEON
DER
TASCHEN
BUCHER



Konjunkturen und Krisen der Klassiker

„Das Erscheinen sämtlicher classischer Werke unserer Literatur, die ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen", kündigte Anton Philipp Reclam im November 1867 an. „Jedermann ist in den Stand gesetzt, sich eine Bibliothek nach dem eigenen Geschmack und Bedürfnis zusammenzustellen..." Hundertzwanzig „der gelbroten Heftchen, das Stück zu zwei Silbergroschen", erschienen im ersten Jahr, 2000 Nummern waren es 1885, 5000 im Jahre 1908. Damals „fehlte es nicht an Kassandrastimmen, die die geniale Idee, dem Publikum für den denkbar geringsten Betrag die köstlichsten Blüten und Früchte aus dem Garten der Poesie zu bieten, für absurd und aussichtslos erklärten".

Solcher Kleinmut liest sich hundert Jahre später beneidenswert naiv. Das Taschenbuch, glanzfolienkaschiert und eigener Laden in der Hauptstraße, tritt einem heute bedeutend selbstbewußter entgegen.

Mit seinem Warencharakter beginnt sich die Kulturkritik mittlerweile abzufinden. Die Verleger haben eben diesen Warencharakter längst zum besonderen Wert stilisiert: „es handelt sich um wirkliche Verbrauchs-Bücher" (Goldmann) — und sie kreieren ihre Erzeugnisse mit der Preziosität der Haute Couture: „die Fischer Bibliothek der 100 Bücher fügt zu den wohlbekannten Taschenbüchern unseres Hauses eine einmalige, im Bewußtsein der Verantwortung ausgewählte und herausgegebene Reihe".

Es ist aufschlußreich, Titeln, Autoren und Verlagsintentionen der wohlfeilen Klassikerreihen durch die Jahre hindurch nachzugehen. Sie haben Kulturgeschichte gemacht.

Der alte Reclam gedachte, so sagte er, vor allem dem „eigenen Geschmack und Bedürfnis" vermittelnd zu dienen.

Seine Erben 1908 legen Wert darauf, ihre sozial-therapeutische Bedeutung zu betonen: „Ungezählte Tausende, denen das Schicksal irdische Güter versagt hat, sind durch sie (die Reclambändchen) erst auf den unvergänglichen Wert geistiger Genüsse hingewiesen worden, die dem Leben Inhalt, der harten Arbeit des Tages Zweck verleihen." Aufklärеroptimismus mischt sich mit wilhelminischem Sendungsbewußtsein: „Die Gegner des Alkoholmißbrauchs wissen längst, welche stille, aber nachhaltige Unterstützung ihren Bestrebungen die gelbroten Heftchen leisten, denn wer dem Zauber des Ewig-Schönen verfallen ist, über den haben die Leidenschaften ihre Macht verloren." — „Der Erfolg eines Mannes wie Reclam erklärt besser als irgend sonst etwas die zunehmende Größe des Deutschen Reiches."

Heute liegt der Akzent weniger auf eigenem Bedürfnis oder kompensatorischem Zauber; man signalisiert Chaos, es geht um Orientierungshilfen im Labyrinth der Kultur: „Diese Führung möchten wir übernehmen. Wir wollen aus der erdrückenden Fülle der Überlieferung das Bedeutende und Charakteristische vor Augen führen. Weil man nicht alles kennen kann, soll man das Richtige kennen." (S. Fischer) „Kernbibliothek für jeden Gebildeten." (Goldmann)

☆

Wenn man einige Reihen billiger Klassikerausgaben auf ihre Zusammensetzung hin prüft, so gibt bereits die quantitative Betrachtung (und auch bei recht hohen Kategorien und einer ersten Rohauszählung) nicht wenige Hinweise.

Verlag	Reclam	Reclam	Reclam	Reclam[1])	Goldmann	Penguin	Exempla
Stand von	1885	1908	West 1959	Ost 1959	1959	+ Ba. 1959	1960
Zahl insgesamt	2000	5000	625	1100	247	115	100
davon Praktika, Gebrauchslit.	1235	3780	145	207	107	—	—
davon Sonstige	—	—	54	251	7	—	5
Basis	765	1220	426	642	133	115	95
Antike Literatur	14	16	16	8	22	16	14
Mittelalter, Renaiss., Barock	12	13	11	10	4	10	11
Europäische Hochliteratur[2])	14	10	9	8	4	14	14
Deutscher Klassizismus[3])	23	15	17	18	14	2	14
Deutschland 19. Jahrhundert	9	13	33	26	13	—	9
Frankreich 19. Jahrhundert	5	6	3	8	18	19	9
England 19. Jahrhundert	11	10	3	3	3	26	13
Rußland 19. Jahrhundert	4	8	6	13	17	6	8
andere, bes. Skandinavien	7	7	3	3	3	4	5
Amerika	1	2	1	3	2	12	3
Zusammen in v. H.	100	100	100	100	100	100	100
Bedeutende Gegenwartslit.	—	—	6	5	5	—	5
Sonderliteraturen	—	—	7	34	—	—	—

[1]) die Reclamausgaben zählen nach Nummern
[2]) nicht rein zeitlich; zusammengefaßt Calderon, Racine, Shakespeare u. a.
[3]) Aufklärung bis Jean Paul
[4]) auf die Basis prozentuiert

Als Ausgangsreihe seien die Exempla Classica des S. Fischer Verlags genommen und auf zehn literarhistorische Kategorien prozentuiert; dabei werden die bedeutenden Werke der Gegenwart auf die Basis umgerechnet, um einen Vergleich zu ermöglichen.

Die alte Reclamreihe enthielt eine Menge von Praktika und tagesbedingter Gebrauchsliteratur (bis zum „Gelehrter Zecher goldenes Alphabet"), dazu aber alle Zeitgrößen, als da wirkten: Bauernfeld, Ludwig, Dumas sen. und jr., Kotzebue, Sardou, Scribe usf.; über 60 v. H. der Nummern sind nicht vergleichbar. Wie sich aber der Rest verteilt, ist trotz aller Bedenken gegen solche Gegenüberstellung sehr aufschlußreich. In den ersten Jahren ein starker Überhang des deutschen Klassizismus, das „Wahre, Schöne, Gute" war ein verbindlicher Kanon, Reclam begann mit Faust und druckte das gesamte „deutsche Erbe". — 1908 ergibt sich eine den Exempla verblüffend ähnliche Verteilung. Ein Grund dafür ist natürlich, daß nach dem Druck nahezu aller wichtigen deutschen Werke den anderen Literaturen mehr Beachtung geschenkt wurde, um die Produktion in Gang zu halten; ein weiterer Grund dürfte aber ein dem heutigen Literaturbetrieb nicht ganz fremder bemühter Kosmopolitismus gewesen sein.

Der westdeutsche Reclamverlag von 1959 findet sich durch das Aufkommen der Taschenbücher in einer neuen Situation. Er besorgt vor allem Schultexte und nimmt sich eines von den übrigen Reihen vernachlässigten Bereiches an: der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, also von der Romantik bis zum Naturalismus. (Was für den alten Reclamverlag beinahe noch zeitgenössische Literatur war; nicht alle Matadoren des bürgerlichen Bücherschranks sind gesellschaftlichen Wandlungen gegenüber widerstandsfähig.) Auch unter seinen heute zeitgenössischen Titeln finden sich vor allem „Schulbuchautoren": Bergengruen, Carossa, Hesse, Miegel, Seidel (7 v. H.).

Die Reihe des mitteldeutschen Reclamverlags zeigt nachdrücklich, wie weit man sich drüben von den hier gängigen Maßstäben entfernt hat. Auffällig zurückgegangen ist der Anteil der antiken Literatur; das deutsche 19. Jh. wird stark gefördert, insgesamt alles, das sich als Vorläufer von sozialistischem Realismus interpretieren läßt. (Hier wäre noch nachzutragen, daß die wilhelminische Reclamreihe bis 1908 noch keinen Text von Hauptmann, Büchner, Baudelaire enthielt, nur einen von Flaubert!) Einen breiten Raum, fast ein Viertel, nehmen sozialistische Autoren ein: Lenin, Stalin, je nach Klima Lukàcz, Majakowski, Aragon, Neruda gibt es da seit langem für ein paar Groschen, bei uns erst seit kurzer Zeit und nicht gerade billig; daneben natürlich die Becher, Kuba, Seghers, Solochow, Strittmatter, Zinner usf. (34 v. H.).

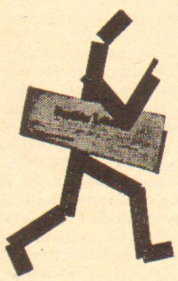
Goldmanns Verbrauchsbücher ergeben eine besonders akzentuierte Reihe, den hohen französischen und russischen Anteil bestreiten die großen realistischen Romane; daß sich antike Literatur ebenso „verbraucht", ist überraschend.

Im Ausland spielen Klassiker-Taschenbuchreihen eine geringe Rolle, wie auch die Idee einer Weltliteratur zu niedrigen Eintrittspreisen. Die Nationalliteratur ist billig zu haben (z. B. Les Classiques Vaubourdelle, Classiques Larousse), ansonsten schätzt man Serien mit gemischtem Programm, John Knittel gesellt sich ganz zwanglos zu Zola. — Immerhin lassen sich die amerikanischen Bantam-Classics und die englischen Penguin-Classics zusammenfassen: der Anteil der Antike bleibt konstant, auch derjenige der beiden nächsten Kategorien. Die deutsche Literatur ist mit dem Faust und einer Märchensammlung vertreten. Das ist das Auffälligste bei allen fremdsprachlichen Taschenbuchreihen: was hierzulande so heiß gekocht wird, wird mitnichten dort so heiß gegessen. [Interessant, welche Autoren den minimalen Anteil deutscher Literatur bestreiten. Unter 230 Titeln der italienischen Libri del Pavone und Il Girasoli: P. Baum (2), Fallada (4), Werfel, Wiechert, Zweig (1); unter 377 Titeln Livre de Poche: Zweig (3), V. Baum (3), Kafka (1) und Goethes Werther! Aber das war bereits ein Abstecher zu üblichen Taschenbuchserien.]

Ob die Verhältnisse auf dem „Weltmarkt" in der Reihe der Exempla Classica ernst genommen sind, ob also das Pantheon richtig eingerichtet ist, soll hier nicht diskutiert werden. Das überschreitet eine quantitative Betrachtung. Immerhin: die ausgewogene Verteilung fällt auf, die Analogie zu 1908 wurde bereits notiert.

Dieser Kanon der Weltliteratur (mindestens was die Autoren betrifft), in Westdeutschland im Jahre 1960 veröffentlicht, ist ebenso Index für literarische Konjunkturen, Barometer des kulturellen Klimas einer beschreibbaren Gesellschaft, wie individuelle verlegerische Bemühung.

Literatur, die Definitionen von klassischer Literatur, sind niemals zu trennen vom literarischen Leben, vom Literaturbetrieb. Kunst muß notwendig betrachtet werden innerhalb ihrer Gesellschaft und gegen ihre Gesellschaft.



Für Studenten Vorzugspreis monatlich 3,— DM

Deutsche Zeitung

Durch tägliches Lesen dieser großen, überregionalen Tageszeitung werden Sie sich Ihre eigene, fundierte Meinung zu den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen bilden.

Die Deutsche Zeitung wird Ihnen deshalb für Ihr Studium und Ihren späteren Beruf immer von Nutzen sein.

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift. Bestellungen und kostenlose Probenummern durch den AStA.

Unsere Anschrift: Deutsche Zeitung, Vertriebsabteilung
Köln, Apostelnstraße 13

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlages M. DUMONT-SCHAUBERG, Köln, bei, auf den wir unsere Leser besonders hinweisen möchten.

movens

Betrachtungen von Hermann Piwitt zu einem von Franz Mon und Walter Höllerer im Limes-Verlag herausgegebenen Buch

movens

Die Herausgeber dieses Buches, von dem ich nicht alles verstanden habe, liefern Dokumente und Analysen zu Dichtung, bildender Kunst, Architektur und Musik der Jahrhundertmitte. Es ist, um das einmal vor aller Kritik festzustellen, ein interessantes und instruktives Buch, das zum wiederholten Lesen und Durchblättern auffordert, ehe es dem Kritiker die Möglichkeit zu einem halbwegs vernünftigen und sicherlich vorläufigen Urteil in die Hand gibt. Die Materie ist vertrackt, schon die äußere Aufmachung, die Anordnung der Texte und Abbildungen, weist auf die Erfahrung ihrer Vertracktheit zurück: Auf der unbezifferten Seite 1 steht, oberhalb der Mittellinie weiße Fläche sich selbst überlassend, ein Text von Leonardo da Vinci, Kronzeuge für die hier angestrebte universale Kunstwissenschaft. Auf der Innenseite des Titelblattes kämpfen rechts oben, etwa in dreiviertel Höhe, die beiden Wörtchen „das Leere" gegen das sie umgebende Weiß wie das Zufallsprodukt einer durchfallkranken Fliege, und das ist so abwegig nicht, wenn man die Herstellungstechniken bedenkt, die der Moderne noch offenstehen. Die gegenüberliegende Seite ordnet drei gedichtartige Gebilde des amerikanischen Komponisten John Cage nach einer für Laien nicht ohne weiteres einsehbaren aber sicherlich nicht unvernünftigen Symmetrie, während zwei Seiten weiter ein Herr Dieter Rot, der sich noch nicht darüber im klaren ist, ob er sich (Dieter!) mit ie oder nur mit i schreiben soll, offenbar wiederum die schon erwähnte Fliege beim Schlaftfitchen gekriegt hat: Winzige Kreise bekämpfen oder begatten sich mit Punkten, einige sind schon ineinander eingedrungen, andere stehen sich noch lauernd gegenüber.

Ich erinnere, daß es für mich als Kind zu den größten Vergnügen gehörte, wenn sich mein älterer Bruder dazu überreden ließ, mit mir ein Zoologiebuch zu begucken, das ich „das Fischbuch" nannte, obwohl auch andere Tiere darin abgebildet waren, aber die Fische hatten es mir angetan, und so platschte ich denn jedesmal mit beiden Händen auf die Kabeljaus, Dorsche und Stichlinge, riß an den Seiten wie an Mädchenzöpfen und gab mich insgesamt so albern, wie man es seitens der Familie nach Feierabend eben gerade noch gern sah. Als eine solche Wunderfibel eröffnete sich mir „Movens" beim ersten Lesen: Da gibt es Kleinschreiber und Leute, die dem Duden erbitterten Kampf angesagt haben (dise extreme kan man di bünen-extreme nenen), kleine Schreibmaschinen-a's steigen wie Luftballons oder Löwenzahnflocken in die Luft, i's und e's vollführen Eiertänze um unsichtbare Widerstände auf weißer Fläche; und erst die Abbildungen: Zoltan Kemenys „chemin de bonheur" führt das Auge in eine blühende Moos- bzw. Pilzkultur, Roél D'Haese formt aus einer zerhackten Bronze ein köstliches Ungeheuer, ein alter Schrank bekommt die düstere Vertikalgliederung einer Himmelskathedrale, und Jean Tinguelys „Volumes virtuels" — Drehkörper aus Drahtgebilden — lassen die wundersamsten Insekten durchscheinen.

Ich glaube, es ist das schlechteste nicht, ein Buch wie „Movens" zunächst einmal naiv anzugehen. Man kann natürlich in diesem Stadium verharren und in den seltsamen Buchstabenreigen, die da aufziehen, die Folien für eine neue weltweite Do-it-yourself-Bewegung bewillkommnen. Das andere Extrem halben Verständnisses wäre, so weit sich in die Sachen hineinfallenzulassen, bis die uneingestandene Sehnsucht nach einem künstlerischen Hobby die Farbe kunstwissenschaftlichen Bemühens annimmt. Man kennt diese Haltung etwa schon von gewissen Theoretikern des Jazz her: die Sucht nach wissenschaftlicher Sanktionierung von etwas, das noch im Stadium des Hobbys verharrt. Und einigen der jüngeren Autoren des „Movens" selbst sieht man genau dies Dilemma an: MAN verkauft auf der einen Seite als Fertigware, was man auf der andern „nur als Experiment" gelten lassen möchte.

Die beiden genannten Extreme bezeichnen zwei Möglichkeiten des unkritischen Verstehens, d. h. Mißverstehens eines Buches wie „Movens". Es ist nicht leicht, dem einen auszuweichen, ohne in das andere zu geraten. Zumal das Buch selbst es einem nicht leicht macht. Was dem Naiven einfach „Spaß machen" könnte, vermöchte dem geistig Befangenen Ehrfurcht vor einer vermeintlichen neuen künstlerischen „Weltanschauung" abzutrotzen, eine Wirkung, an der ein gewisser programmatischer Tonfall, der eine Reihe von Aufsätzen stark durchzieht, nicht unschuldig wäre. Am zurückhaltendsten ist — seltsames Paradox — noch der Klappentext, der die Intention des Buches formuliert. Demzufolge strebt das Buch nicht danach, eine Geschichte oder Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Künste zu geben, oder gar eine vorgängige Theorie zu belegen, „sondern die suchend-erwartende Bewegung selbst regiert, die der zukünftigen Entwicklung offenbleibt".

Movens also, „Bewegung" bot sich als Generalthema des Ganzen an. Der Zusammenschau verschiedener Kunstgattungen in Einzelanalysen liegt die Einsicht zugrunde, daß in den modernen Kunstgebilden etwas vorgeht, das sich einer normativen, systematischen und auf Fixierung von „Bleibendem" ausgerichteten Ästhetik entzieht. Der Aufbau ist einigermaßen einleuchtend. Während der erste Teil das Schwergewicht auf Textbeispiele legt, welche jeweils bestimmten Fangbegriffen wie „Das Leere", „Artikulation", „Parabel", „Vibration" zugeordnet sind, wird auf den folgenden 50 Seiten unter der Überschrift „Perspektive und Synopse" versucht, in einer Reihe von Analysen die Motive, Kategorien und Arbeitstechniken der jeweiligen Kunstgattung herauszuarbeiten, sowie die gemeinsame Grundlinie, die im „Movens", im Vorgangshaften zu suchen ist. Das letzte Drittel enthält theoretische Aufsätze zu Architektur, Plastik, Filmtechnik und zur elektronischen Musik. Eine Chronologie der kinetischen Künste nach 1900, Mitarbeiter- und Quellenverzeichnis, sowie ein mehrsprachiges Resumé beschließen das Buch.

Dazu ist, statt eines Registers, in der Mitte auf rotem Papier ein „Orientierungszentrum" angelegt, das Auskunft gibt, wo in den einzelnen Aufsätzen und Dokumenten Leitbegriffe wie „Material", „Konkretion", „Athematik", „Bewegung", „Gestik", „Zeichen" etc. durchscheinen oder erörtert werden. Im übrigen ist hier zusammengefaßt, was man die These des Buches nennen könnte, und die Ansichten, die hier über die veränderten Bedingungen des künstlerischen Gebrauchs von Sprache geäußert sind, scheinen denn auch interessant und verfänglich genug, um hier ausführlicher angemerkt zu werden. Die dort vertretene Hypothese geht davon aus, daß unsere gebräuchliche Lautsprache metaphorisch ist, das heißt, sie identifiziert das Unbekannte durch das Bekannte, die Realität mit unserer Vorstellung von ihr im Wort. Diese Unschärfe des gesprochenen und geschriebenen Wortes, die Erfahrung seiner Nicht-Identität mit dem Gegenstand wurde seit dem Verlust eines verbindlichen christlich oder idealistisch fixierten Weltbildes der Dichtung zur Crux. Die metaphorische Lautsprache scheint die Aufgabe der Deutung und Information nicht mehr zu leisten. In der mathematischen Sprache der Naturwissenschaften nun „entwickelt" sich ein Instrument, das die gleitende Unbestimmbarkeit der Phänomene anzuhalten und genau datierbare Unterschiedsmomente zu fassen erlaubt. Diese Sprache gibt ihre Beziehung zur Anschauung, zur Verbildlichung der Lautsprache auf und konzentriert sich auf selbstgesetzte, in ihrer Geltung genau umschriebene Zeichen für eine Realität, die nur noch mit ihrer Hilfe bestimmbar ist, d. h. die sie selbst konstruiert. — Die Allgemeinverbindlichkeit dieser „neuen" naturwissenschaftlichen Sprache für das Gefüge der menschlichen Sprache überhaupt (und damit auch für die Künste) zu untersuchen, ist Gegenstand der darauffolgenden Erörterungen: Hier nun, so heißt es weiter, stellten sich Widerstände in den Weg, „die nicht selbst in dem theoretisch-praktischen Prozeß zwischen Wissenschaft und Realität auftreten, sondern dem Atavismus der lebendigen menschlichen Individuen entspringen. Dieser Atavismus, auf Grund dessen der moderne Mensch — seiner leiblich-geistigen Verfassung nach — sich nur annäherungsweise den neuen Bedingungen einer sekundär konstruierten Realität anzupassen vermag, bestehe einmal in der biologischen Organisation mit ihrem Unbestimmtheitsspielraum, dann in dem ambivalenten Verhältnis zum Tod, „welches nicht notwendig der Intention des theoretischen Bewußtseins und seinem auf Gewißheit abgestellten Realitätsentwurf gleichgerichtet ist".

So weit, so gut. Muß es deshalb ein Zeichen von Simplizität sein, wenn sich einer mit dieser Hypothese nicht zufrieden gibt? Die Frage nach der Praktikabilität solcher Einsichten drängt sich ungeduldig vor, man sucht, da man sich ungern damit begnügen möchte, diesen zweifellos durchtriebenen Erörterungen die auf der Hand liegende gute Gesinnung zu bescheinigen, nach Bezügen zu Dokumenten von Beweiskraft. Und hier zeigt sich denn auch die innere Anlage des Buches, mag man sie nun als Mangel bedauern oder als Trick bewundern, ich meine das Auseinanderrücken von Dokument und Theorie in einer Reihe von Aufsätzen als trügerische Veranstaltung. Fingerübungen peripherer Bedeutung, lyrisches Handgepäck, das sich hier „Ideogramm", „Phase", „Artikulation" nennt, wird auf dem Rücken gewaltiger ästhetischer Kraftakte hochgestemmt, in deren Verlauf — ich denke etwa an Bazon Brocks Aufsatz über die poetische Syntax — der wissenschaftliche Stil geradewegs in jenes doktrinäre Gerede rezidiviert, das er gerade der reaktionären Ästhetik, und freilich nicht zu Unrecht, anzukreiden bemüht ist. Franz Mon, der Herausgeber, der selbst eine Anzahl hervorragender Gedichte gemacht hat, hätte die manifestschwangere Gläubigkeit seiner jüngeren Mitarbeiter ruhig ein wenig durcheinanderbringen und damit der Gefahr, von der Tageskritik in die alberne Position eines „Schulhauptes" hineinmanövriert zu werden, vorbeugen können.

Immerhin gibt das Buch selbst einer Kritik der eigenen lettristischen Bemühungen Raum, und zwar in dem bemerkenswerten Aufsatz von Pierre Guiraud „Zu einer Ästhetik des Zeichens", der die beiden Elemente des Zeichens, das „Bedeutende" und das „Bedeutete", ihrem Verhältnis nach innerhalb einer kunst- und sprachhistorischen Entwicklung untersucht und anmerkt, wie die Moderne jenseits der Bedeutung anzusiedeln beginnt. Die Bedeutungsqualität, der Aussagewert ist „in der Musik, und in ihrem Gefolge nun auch in Malerei und Plastik" ganz im Material, im Gegenstand selbst aufgegangen. Das moderne Kunstwerk ist Gegenstand, „nicht mehr das Zeichen einer Idee". Die Sprachkunst dagegen ... kann sich, da ihre Substanz Zeichen ist, von der Bedeutung nicht trennen, Sprache besteht aus Wörtern, nicht aus Tönen. Aber selbst wenn, möchte man hinzufügen, selbst wenn es theoretisch möglich wäre, das Material Sprache als den allein sich selbst meinenden Gegenstand auszuweisen, so stieße doch die Frage nach einer Verwirklichung in einen ganz und gar dunklen Raum, wo nur ein schmaler Grenzstreifen, angefangen bei spätantiken und barocken Manieristen, über Gedankengänge des Novalis bis zu Hugo Balls „Klanggedichten" und Movens' „Experimenten mit Schrift Atem und Schreibmaschine" erleuchtet zu sein scheint.

So unbehaglich in diesem Buch auch manch ein liebevoll zusammengetüfteltes Kunsthandwerk stimmt, so sehr wiegt doch die Möglichkeit einer Bekanntschaft mit bisher fast unbekannten Texten und Dokumenten der Moderne das auf. Hochqualifiziertes wie Jean Tardieus „Sonate für drei Herren", ein Ausschnitt aus Peter Weiß' Mikro-Roman: „Der Schatten des Körpers des Kutschers", dem man Becketts „Textes pour rien" oder Robbe-Grillet „Jalousie" zur Seite stellen könnte, schließlich das große Gedicht „bomb" des Amerikaners Gregory Corso, der kürzlich wie ein böser Dämon in die heiligen Hallen der Berliner Akademie für Künste und Wissenschaften einbrach, setzt Marksteine, die das Gerede vom Altern der Moderne dem Gelächter preisgeben. Dazu gesellen sich ältere Stücke wie Gertrude Steins „Spiel das nicht und nun heißt", sowie Schwitters „Der Schürm" und Musils Parabel vom „Fliegenpapier", Kostbarkeiten, die zum Teil als Erstdrucke die Anschaffung des Buches fast allein anempfehlen. Das tun mehr noch die Analysen zur Bildenden Kunst, Architektur und Musik, die mit einer Fülle von Anschauungsmaterial, Beispielen und historischen Verweisen aufwarten. Zunächst liefern Claus Bremer und Daniel Spoerri Beispiele für eine praktische Verwirklichung dessen, was sie „dynamisches Theater" nennen, ein Theater also, das nur z. T. sprachlich oder dramaturgisch fixiert ist und sich erst im Moment der Aufführung in der Improvisation zusammenfindet. „die mittel des dynamischen theaters werden von der sich ändernden bewegung bestimmt. sie werden auf festgelegte und nicht festgelegte weise angewendet. auf festgelegte durch regeln, themen, befehle, signale oder systeme, auf nichtfestgelegte weise durch eigene impulse." Harry Kramer, der in Paris „mechanisches Theater" spielt, führt mit dem Aufsatz „Maschine, Mobile, Spektakel" in den zentralen Wirkungskreis der Bewegungskunst. „Die maschinelle Kunst ist eine Kunst des Fin de siècle, ... durch und durch manieristisch, zerstörend, beherrschend und poetisch zugleich." Sie knüpft an die große Tradition des 17. und 18. Jahrhunderts an und treibt diese auf das Mouvement pur hinaus, das in Duchamp und Calder seine Vollendung gefunden hat. Wolfgang Grözinger und Manfred de la Motte arbeiten in verschiedenen Analysen heraus, was die Malerei der Jahrhundertmitte im Prinzip von den Vätern der Moderne unterscheidet. „Die ‚abstrakte' Malerei eines Kandinsky wächst noch ganz konsequent aus der Landschaft heraus, je mehr der Schwerpunkt auf die innere Dynamik der Natur gelegt wird." (Grözinger.) Aktuelle Malerei aber „läßt sich nicht mehr vom abgebildeten Objekt her bestimmen, sie ist nicht mehr abstrakt, von nichts mehr abstrahiert. Die Handhabung, die Artikulation von Material ist heute zum Thema geworden und nicht länger nur Verbindungsweg, den der Maler zwischen optischen Eindruck und aussagendem Bild zurücklegen muß". (de la Motte.) Es ist unmöglich, von der Menge an neuem, z. T. faszinierenden Gedankengut, das im weiteren noch zusammengetragen ist, hier einen engeren Begriff zu geben. Anderes, nicht minder Interessantes nicht überschattend, fallen doch besonders noch Franz Mons und Günter Bocks „Entwurf zur Theorie einer Architektur" auf, sowie die Arbeiten über elektronische Musik, die das Verständnis des Laien überfordern. Was man in Franz Mons Aufsätzen „in eigener Sache" vermißt, mit Unbehagen vermißt, nämlich die Belege, Anmerkungen und historischen Verweise, holt er seltsamerweise hier an einem ihm wahrscheinlich fremderen Metier nach. Wieder steht die Bewegung im Mittelpunkt der Dokumentation. „Die Bewegungsform der Bauelemente ist Konsequenz des optimalen Baugedankens, nicht stilistische Beigabe" ... „Alle Elemente sind im Zug und Druck aktiv, das Kräftegeschiebe durchwirkt den ganzen Körper, es gibt keine toten Massen und keine selbständig arbeitenden Glieder mehr." Von den „Elektronikern" schließlich erfährt man Wesentliches über die Bedeutung des „Zufalls" in der Musik, der in allen zeitgenössischen Kunstgattungen, besonders auch im dynamischen Theater seine Rolle spielt. Der Zufall, möchte man sagen, ist die Konsequenz des total determinierten musikalischen Kunstwerks, genauso wie etwa aus einer total determinierten und manipulierten Gesellschaft die Anarchie folgt. Es gilt also dem Zufall beizukommen, indem man mit ihm arbeitet. Das Notenbild elektronischer Musik hält hier Strecken frei, in denen die Genauigkeit der Notenfixierung streut, d. h. das Musikstück wird streckenweise den Aufführenden für eine Wiedergabe ad. libitum anheimgegeben. Aber hier beginnt „Movens" sich bereits schon wieder dem Verständnis des Laien zu entziehen.

HERBERT HECKMANN

HÄNDESCHÜTTELN BEIM ABSCHIED

Der Koffer war mit Hotelschildern bunt überklebt und nur notdürftig mit einem ledernen Riemen zusammengehalten. Sein Besitzer stand drei Schritte von ihm entfernt. Er hatte den Mantel über die linke Schulter gehängt und starrte in den Himmel, ohne sich am Geschiebe und Gedränge der Reiselustigen zu stören, die die Ferne für eine Aufforderung halten, sie wahllos zu bevölkern. Frauen umhalsten ihre Männer. Kinder rannten zwischen hochgetürmtem Gepäck umher, verfolgt von einem dicken uniformierten Mann, der nach Ordnung schrie, ehe er über ein Paket stürzte und glücklich liegen blieb. Das Gesicht des Stationsvorstehers zeigte Schlaf und Ehrerbietung. Eine Gruppe herausgeputzter Mädchen nahm von einigen jungen Burschen Abschied, die sich aus Übermut Papiermützen aufgesetzt hatten — lustig ist's zu leben.

Der Mann mit dem Koffer stand am Ende des Bahnsteigs. Sein Blick verwirrte sich in den Drähten. Er schloß die Augen und glaubte sich in einem klirrenden Spinnennetz gefangen. Er wurde unruhig und schaute in die Richtung, aus der der Zug kommen mußte, aber bis dahin gähnte noch ein Abgrund möglicher Zwischenfälle. Er hoffte, die Zeit mit einigen Knüffen in Galopp bringen zu können, diese Schindmähre vor dem wackligen Karren Welttheater, der in jeder Kurve über einem Häuflein verängstigter Komödianten zusammenzubrechen droht, die zuweilen anhalten, mit halblahmen Knochen und durchschüttelten Köpfen ein Zelt hochrichten, mit einem Tusch ein paar halbwegs neugierige Zuschauer heranlocken, schließlich auf ein Zeichen des schweißbedeckten Dichters hin das pompöse und blutrünstige Drama eröffnen und nach dem schlimmen, umjubelten Ende die zerbrochenen Zepter und Insignien wieder aufsammeln, dem Karrengaul die Peitsche über die Flanken streichen, daß er den Wagen fast zu Schanden zieht. Weiter! Der Besitzer des Koffers erschrak bei diesen Ausblicken und hielt seine Gedanken ängstlich zurück, die Gewalt über ihn zu bekommen drohten. Schnell denkt's sich in wirbelige Höhe. Er hatte begonnen, auf und ab zu gehen. Sein Atem dampfte aus seinem Mund. Um sich gegen die Kälte zu schützen, hatte er die Hände tief in den Taschen vergraben und die Schultern, um die er den Mantel gelegt hatte, eingezogen. Er trat fest auf, daß es seinen ganzen Körper durchschüttelte. Schmerzfalten standen auf seiner Stirn. Ungeduld trieb seine Gedanken wieder an; unversehens dachte er in Siebenmeilenstiefeln, stapfte frisch über geduckte Häuser hin, überwand in einem Anlauf die angrenzenden Berge — schon spürte er die Wolken kühl um seine Knie schlottern und atmete die dünne Luft entrückter Gefilde: aber nicht lange. Eine Gruppe aufgeregter Menschen hatte ihn entdeckt, die, ihrer lärmenden Freude zufolge, ihn schon lange gesucht haben mußten. Sie stürzten mit anklagenden Gesichtern auf ihn zu.

„Warum hast du uns das getan?" Eine verweinte Frau mittleren Alters faßte ihn an der Schulter, kehrte aber bald zu ihren Tränen zurück, als sie sein Entsetzen über diese unliebsame Begegnung gewahrte.

„Warum?"

Das Wort stieg wie ein Vogel auf.

„Du kannst uns doch nicht verlassen. Wir dachten, du seist glücklich bei uns. Haben wir dir nicht alles gegeben." Sie drängten sich enger um ihn, unfähig, eine Tatsache einfach hinzunehmen, reden mußten sie, solange sie noch an die Möglichkeit glaubten, von Herz zu Herz reden zu können.

„Du bist einer von uns."

Aber der Besitzer des Koffers hörte darüber hinweg und fühlte sich sicher genug, um sich mit einigen klärenden Sätzen Luft schaffen zu können. Er breitete seine Arme abwehrend aus, kam jedoch nicht zu Wort, da ihm eine junge Frau mit einem Aufschrei um den Hals fiel, so daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte.

An den Gesichtern der Zuschauer konnte er erkennen, wie recht ihnen diese Wendung des Geschehens war. Einer klatschte in behandschuhte Hände und prahlte mit einer Kennermiene. Der Besitzer des Koffers machte sich jedoch mit einer lächerlichen Bewegung frei: hier war nicht der Ort einer derartigen Argumentation — und ohne auf den Zwischenfall näher einzugehen gab er freimütig zu verstehen, daß die Welt nichts für Stubenhocker sei, die gelangweilt an ihren Fenstern sitzen, um über den Gang der Ereignisse zu räsonnieren, als sei er unvermeidlich. Die Guillotine der Gewohnheiten wird sie derartig coupieren, daß sie sich leichten Herzens dazu bequemen werden, für alle Widerwärtigkeiten ein scheues Jawort zu haben. Jeder Tag ein Pyrrhussieg: ein flüchtiger Schattenriß der Hoffnung.

Er fühlte sich auf den Wogen eines anklägerischen Gefühls, so daß er das Naheliegende übersah: ein paar endgültige Abschiedsworte, um ungeschoren und mit guten Worten überschüttet seine Reise antreten zu können, den Koffer in der linken Hand, in der Rechten ein Winken. Die Phantasie umsprühte die Gegenwart. Ein paar Schritte, und schon ist man unter seinesgleichen, inmitten paradiesischer Gespräche. „Blitzartige Einsichten schmelzen mich zu einem Klumpen Wachs, in das der Gang der Gestirne sich untilgbar einprägt."

Sie hörten sehr aufmerksam auf das, was er sagte und wußten in den Pausen sich vor Verlegenheit kaum zu helfen: aber das Einzige, zu dem sie sich entschließen konnten, war, ihm kräftig die Hand zu schütteln. Versteht man sich nicht mehr, ist ein guter Abschied noch das Beste. Sie bewegten sich wie Puppen und sprachen nur noch in Sprichwörtern.

Der Besitzer des Koffers schüttelte in jäher Aufwallung die ihm dargebotenen Hände, zwei-, dreimal, um durch Wiederholungen den Abschied zu vertiefen. Der Zug war indessen eingefahren — und noch immer wogte der Abschied. Er hatte den Koffer in die linke Hand genommen, die rechte hielt er tapfer ausgestreckt. Manchmal zuckte er zusammen, wenn einer arg zugepackt hatte und den Abschied zu einem Kraftakt ausarten ließ. Endlich standen seine Eltern vor ihm, die die ganze Zeit im Hintergrund geblieben waren: in der Hoffnung, die andern könnten ihren Sohn umstimmen. Die Mutter, huschelig und scheu, nestelte an seinem Schal und strich seinen Mantel glatt, ohne ein Wort zu sagen. Der Vater betrachtete ihn mißtrauisch von der Seite und sagte schließlich mit einer ungeduldigen Entschiedenheit, jede Widerrede mit einer Kopfbewegung abweisend:

„Geh mit uns nach Hause!"

Gebeugt stand er vor seinem Sohne, dessen ausgemergeltes, enttäuschtes Ebenbild, kurzatmig und geduckt. Er machte sich nicht die Mühe, die Hände aus den Taschen zu nehmen. Sein Gesicht war fast nicht zu sehen, weil er den Kragen hochgeschlagen hatte. Er stieß die Worte wie Schreie aus, als wäre man von seiner Unglaubwürdigkeit überzeugt. Er trat einen Schritt zurück, seinen Sohn jedoch nicht aus den Augen lassend. Das Schweigen irritierte ihn. Zorn zeichnete Adern auf seine Schläfen ab. — Sein Sohn, die hastige Liebe eines leeren Nachmittags, gezeugt nicht geliebt eines Wesens mit der Trauer. Er: der Vater, eine gute Haut, heiratete von einem zum anderen Tag, ein Spielball alltäglicher Pflichten. Durch Gier und Not geschmälerte Hoffnung. Jeder Augenblick wird eine gezinkte Karte in dem Spiel der Erinnerungen.

Der Besitzer des Koffers blieb unbeweglich stehen und schaute seinen Eltern nach. Die Versuchung war groß, ihnen einfach nachzueilen, sich bei ihnen unterzuhaken wie in Kindheitstagen — alles wäre gut, aber er zögerte und spürte gleichzeitig eine anonyme Erwartung, die Zuversicht eines befreienden Lachens. Er hob den Koffer hoch, sprang unter Aufbietung seiner letzten Kräfte auf den schon anfahrenden Zug und zwängte sich zwischen den erregten Knäul von Reiselustigen. Als er wieder zu Atem kam, bahnte er sich mit energischen Ellenbogen einen Weg zum Fenster und schaute zurück, sah die hochgerissenen Arme der Zurückgebliebenen, die ihm zu drohen schienen. Ein körperliches Verlangen nach Umarmungen und familiären Leidenschaften stieg in ihm hoch. In diesem Augenblick wäre er bereit gewesen, sein bisheriges Leben weiterzuführen. Vielleicht hätte er die Arme um die junge Frau gelegt — für ein paar Takte ein Tänzchen Liebe gewagt, ein Gläschen Bier zu süßem Tiefsinn an langen Abenden, die blinden Verbrüderungen, dumme Bequemlichkeit, Rücksicht gegen das eigene träge Fleisch. Die Tage sind Niederlagen mit dem Geklirr des Sieges.

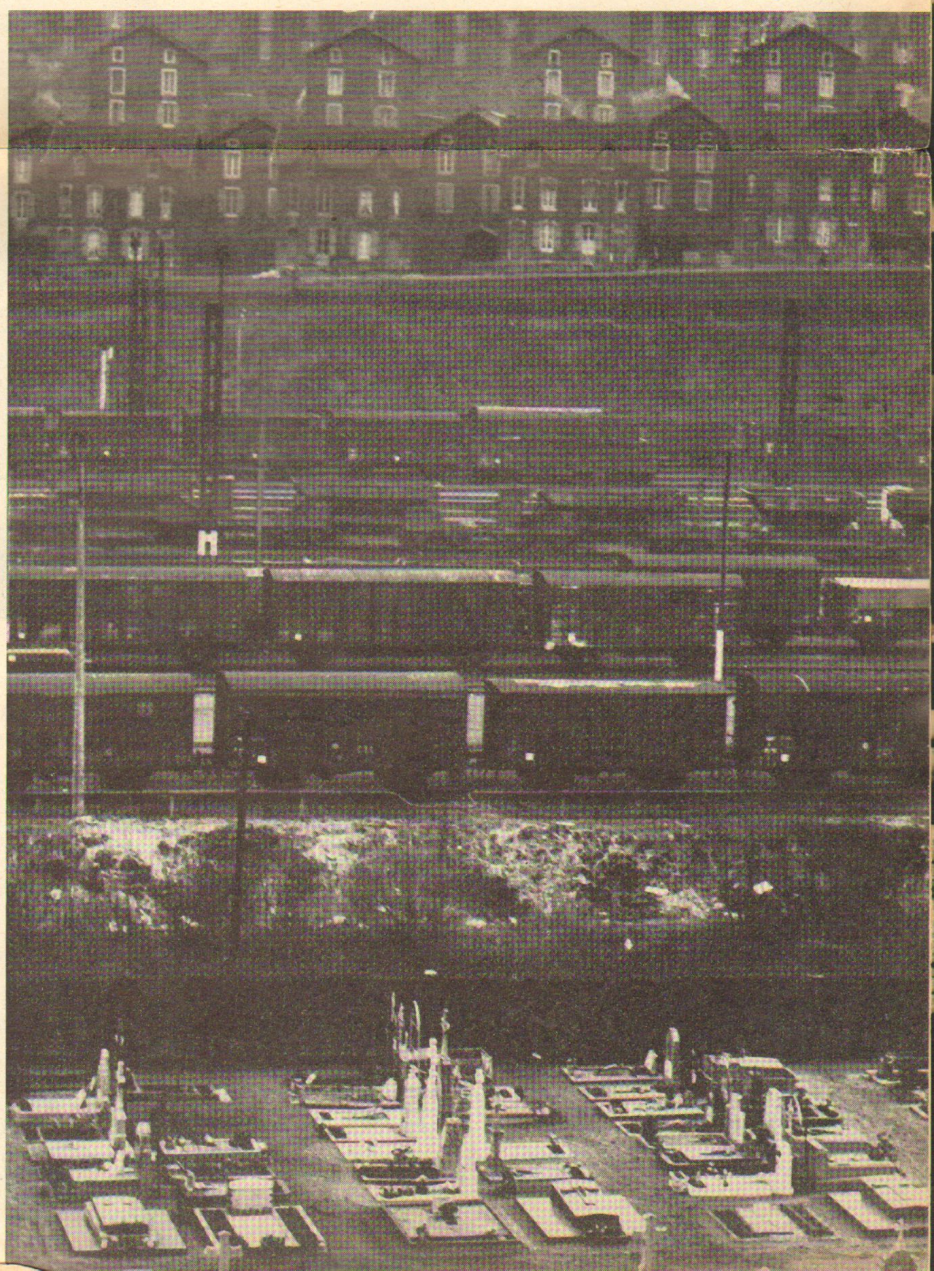
Der Besitzer des Koffers lehnte sich an die Wand, so daß sich das Beben des Zuges seinem Körper mitteilte. Landschaft stob vorüber, leergeweinte Bäume.

Von allen Seiten umschrien ihn laute Stimmen, ihre Gestalten umdrängten ihn, daß sein Kopf wie eine Boje über ihnen wankte. Durch die rauchige Luft drangen die ängstlichen Erkundigungen, ob man auch im richtigen Zug säße.

Die meisten Menschen brauchen noch die Brust. Mut kam ihm zurück. Zukunft orientalischer Abenteuer, die Aussicht, aus der Vormundschaft zeitgenössischer Halbwahrheiten zum Leben aufzusteigen: die größten Freuden entstammen dem überwundenen Ekel.

Er hatte plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, die Hände auszustrecken und ohne Umschweife allen die Hand zu schütteln. Und ehe der erste begriffen hatte, wie er zu diesem Abschied gekommen war, kam der nächste schon an die Reihe, der ärgerlich den Gruß verweigern wollte, aber dann doch dem Händeschütteln zum Opfer fiel. Den Arm gewinkelt, den Kopf erwartungsvoll schräg, griff er herzhaft zu und verabschiedete. Die meisten glaubten, es sei eine spontane Freundestat des Kontrolleurs, der der Fahrkarten müde, sich mit einem Handschlag Treu und Glauben sichern wollte. Von ferne schien es, als teile er seine Habe aus. Die Reisenden fanden jedoch wenig Gefallen an diesem Abschied aus heiterem Himmel und fragten unwillig, wie er dazu käme, worauf er unmißverständlich zu verstehen gab, er wolle der Welt den Rücken zukehren. Als man ihn schließlich umsonst bat, diese Kundgebung zu unterlassen, ließ man ihn auf der nächsten Station von zwei Beamten entfernen. — So etwas sei ihm noch nie vorgekommen, behauptete der wirkliche Kontrolleur und konnte sich nicht beruhigen, so oft mußte er den Vorfall berichten.

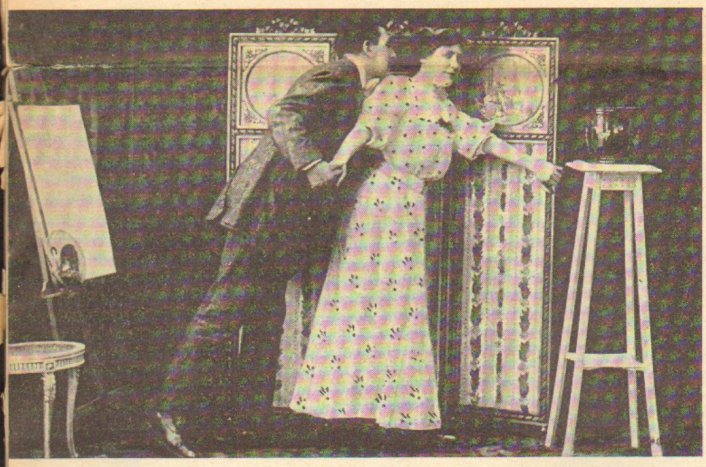
Foto: Abisag Tüllmann

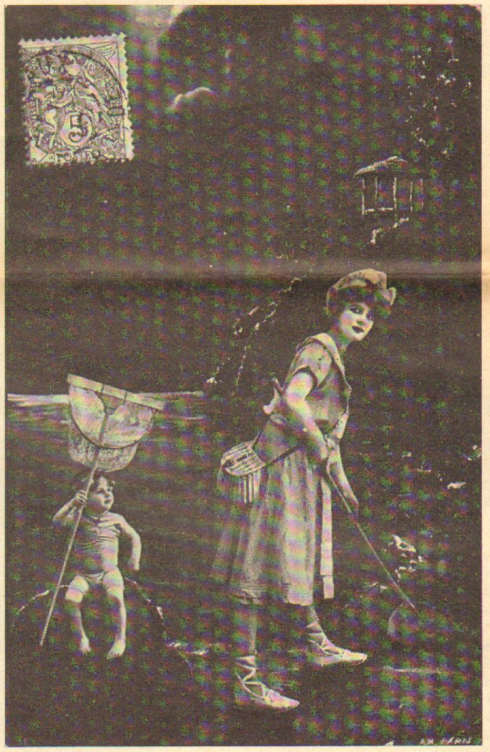


Wenn es brennt, fragen die Feuerwehrleute nicht lange, um was es sich handelt, der Hauptmann gibt das Kommando und einer nach dem anderen steigt die Leiter hinauf.

Josef Wolfsohn ist geschieden,
Mann von Ehre, höh'rem Sinn.
Unverstanden blieb hinieden
Joseph Wolfsohn — er ist hin!

Schön ist alles Gute, Biedre,
Während alles andre Niedre
Häßlich, scheußlich, ekel ist —
Denn es ist kein Duft im Mist!





Wenn der holde Frühling lenzt
Und man sich mit Veilchen kränzt,
Wenn man sich mit festem Muth
Schnittlauch in das Rührei thut,
Kreisen durch des Menschen Säfte
Neue, ungeahnte Kräfte —
Jegliche Verstopfung weicht,
Alle Herzen werden leicht,
Und das meine fragt sich still:
„Ob mich dies Jahr einer will?"

FEINE ANSICHTS KARTEN AUS ROUL TRANCHIRERS POST KARTENALBUM MIT VERSEN VON FRIE DERIKE KEMPNER

„Wie glücklich bin ich!" ruft sie leise,
„Auch ich", sagt lauter ihr Gemahl,

„Es macht mich deine Art und Weise
Sehr stolz auf meine gute Wahl!"